Milly Darrell
und andere Erzählungen.

Von

M. E. Braddon.

Aus dem Englischen.

Autorisirte Ausgabe.

Zweiter Band.

Berlin, 1873.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Bandes.

Milly Darrell

und andere Erzählungen.

Zweiter Band.

Alt-Rudderford-Hall.

(Schluß.)

IV. Kapitel.

Der volle glänzende Sommermond war aufgegangen. Die Gebüsche in der Anlage spiegelten sich auf dem glatten, thaubeglänzten Rasen, wie auf einer Wasserfläche wieder, während die Blumen in dem Garten ihre süßesten Düfte aushauchten. Frank und Christabel traten aus dem Fenster des Gesellschaftszimmers und vergaßen ganz auf David, der im Bedientenzimmer mit Bier bewirthet worden war und ihnen erst nachkam, als sie bereits den halben Weg über die Wiese zurückgelegt hatten, zu warten. Und doch hatten sie sich ziemlich lang im Garten aufgehalten, indem Frank darauf bestand, eine gelbe Rose von einem

Bäumchen, das er selbst gepflanzt hatte, für Christabel zu pflücken.

„Sie müssen eine haben; Rosen riechen immer angenehmer, wenn sie bei Mondschein gepflückt werden,“ sagte er. „Wenn Sie diese Thatsache nicht in Linné finden, so ist es nicht meine Schuld.“

David war ein verständiger junger Mann. Er folgte in einer ehrerbietigen Entfernung und betrachtete, wie Frank gesagt hatte, die himmlischen Gestirne oder schien sie zu betrachten. Er störte sie auch nicht, als sie an den Thoren ein Ständchen hielten und ließ überhaupt Frank so viel Zeit und Gelegenheit, daß dieser ungehorsame Sohn, ehe sie an das dicke Gehölz kamen, das Dunkelheit um Alt-Rudderford-Hall verbreitete, Christabel um ihre Hand gebeten hatte. Er war natürlich nicht mit dieser Absicht fortgegangen; aber das Mondlicht und die thauigen Wiesen, duftend von frischgemähtem Heu, und dieser verständige David und das süße Feuer in Christabels blauen Augen waren zu viel für ihn gewesen und die Worte traten ihm, ohne daß er wußte, wie, von selbst auf die Lippen.

Bedauerte er es, als sie mit diesen süßen Augen, die von glücklichen Thränen überflossen, zu ihm aufblickte und schüchtern murmelte:

„Ich dachte, Sie würden Miß Perkington heirathen.“

„Nicht für Milliarden, Liebchen!“ rief er, nicht betrübt, sondern zum Entzücken fröhlich, die schlanke Gestalt an seine Brust drückend und das schöne junge Gesicht mit Küssen bedeckend.

In diesem Augenblicke kam David näher, noch immer mit astronomischen Studien beschäftigt, aber mit einer Miene, die den Gedanken ausdrückte, daß man seiner jetzt bedürfen könnte.

Frank verstand den Wink und ließ das zitternde Mädchen, das vor Freude und Ueberraschung ganz verwirrt war, los und zog mit der ruhigsten Miene ihre kleine Hand durch seinen Arm.

„Es ist also Alles in Richtigkeit, Liebchen,“ sagte er. „Ich werde morgen bei Deinem Vater vorsprechen.“

„O Mr. Greenwood!“

„Mr. Greenwood! Wenn Du das noch einmal sagst, so werde ich Dich trotz David wieder küssen.“

„Frank, also.“

Wie süß war's, es zu sagen! wie süß, es zu hören! — eine Süßigkeit, die nur die Jugend kennt, welche zum erstenmal liebt und geliebt wird. Nach sechs oder sieben solchen Erfahrungen wird so etwas zum Gemeinplatz.

„Ich bin überzeugt, daß Dein Vater niemals zugeben wird, daß Du mich heirathest,“ sagte Christabel.

„Ich möchte sehen, ob ich um seine Erlaubniß fragte,“ erwiederte der junge Mann. „Er kann stolz darauf sein, daß ich eine solche Gelegenheit habe, ein Mädchen aus einer großen alten Familie, wie die Deinige, zu heirathen.“

„Aber wir sind arm,“ entgegnete Christabel. „Wenigstens —

„Eine Erhöhung in der socialen Stufenleiter ist besser als Geld. Ich kann mir ein k. Decret geben lassen und mich Greenwood-Champion nennen. Dies

würde sich auf unserer Karte sehr hübsch ausnehmen, nicht war Belle?“

Sie befanden sich jetzt im tiefen Schatten der Bäume. Kein Lichtschimmer war in dem alten Hause sichtbar. Alle untern Fenstern waren durch schwere Eisenläden geschlossen. Sie gingen zu einer kleinen Thüre — nicht zum Haupteingang, sondern zu einer niedrigen gewölbten Pforte in einem Seitenthurm — und David zog eine Glocke, die einen gewaltigen Klang in weiter Entfernung, wie es schien, von sich gab. Sie hatten eine beträchtliche Zeit zu warten, bis Jemand kam, sehr zur Befriedigung Franks. Er flüsterte Christabel Plane über ihr zukünftiges Leben ins Ohr, gerade als ob sie bereits zwölf Monate verlobt gewesen, während David die dunkeln epheubedeckten Mauern anblickte, als ob er die Schwalbennester zu zählen gedachte.

Endlich kam Jemand — viel zu bald für Francis Greenwood. Ein langsamer schleppender Schritt schleifte auf einem steinernen Gang daher, unsichere Hände machten sich an Schloß und Riegeln zu schaffen und als die Thüre geöffnet wurde, zeigte sich die

Gestalt des alten Hausmeisters in halbsomnambülem Zustand.

„Sie kommen aber sehr spät, Miß Chrissy," sagte er — er hatte sie als mutterloses Kind mit gepflegt. — „Ihr Pa ist schon lange zu Bett gegangen."

„Ich bin froh darüber," flüsterte Christabel ihrem Geliebten zu.

„Warum, Theuerste?"

„Weil ich es ihm niemals hätte sagen können und wenn er mein Gesicht gesehen hätte, so hätte er entdecken können —"

„Er soll morgen Alles hören, Liebste. Ich werde um ein Uhr vorsprechen."

„Und ich werde mit Gilpin ans andere Ende der Welt reisen. Ich könnte nicht im Hause bleiben, während —"

„Während ich auf der Armensünderbank sitze," sagte der junge Mann lachend. „Ich denke das Urtheil wird gnädig genug ausfallen."

„O Du weißt nicht," rief Christabel traurig.

„Was weiß ich nicht, Liebste?"

„Wie vorurtheilsvoll Papa gegen Deine Familie

ist, weil die neue Halle auf Land gebaut ist, das einst zu dieser gehört hat und das Gut so zerstückelt wurde, um Euch Euern Grund und Boden zu verschaffen. Diese Eure Wiesen haben einst zu unserm Park gehört."

„Das ist nicht unsere Schuld, Theuerste, sondern die jener leichtsinnigen alten Champions. Wer weiß, ob die beiden Besitzungen nicht eines Tags mit einander vereinigt und so der alte Platz in seinem früheren Glanze wieder hergestellt werden könnte?"

Der schläfrige Hausmeister hustete mehrmals, als ob er sie an seine Kränklichkeit erinnern wollte. Es war jetzt nahezu Mitternacht — so lange hatte dieser Gang über die Felder gedauert. Die Liebenden drückten sich die Hände und sagten gute Nacht und Frank hätte gerne aus seiner letzten gute Nacht eine lange Geschichte gemacht, wenn der Hausmeister mit seinem rinnenden Licht und seinem flehenden Blick und David mit seinem lauten Gähnen im Hintergrunde nicht gewesen wären. So ließ er sie mit einem letzten warmen Druck der kleinen Hand endlich gehen und die schwere alte Thüre schloß sich hinter ihr, wie

der Rachen eines Ungeheuers, der sie so eben verschlungen.

Francis Greenwood wandte sich mit einem Seufzer ab, seine Hand mechanisch in die Tasche steckend, um David einen Bakshees zu geben; aber David war verschwunden und der Hof leer. Er sah sich nachdenklich um, nicht in der Stimmung, gerade jetzt in die gemeine Welt zurückzukehren. Der Wind säuselte in den Epheublättern mit einem Ton, der kaum lauter als das leise Athmen eines ruhigen Schläfers war. Die dunkle Mauer des alten Hauses erhob sich hoch über ihm und sein Schatten fiel auf ihn wie ein Leichentuch.

„Wie düster ist der Platz, in welchem mein Herzchen lebt!“ sagte er zu sich und dann wurde er neugierig, welches wohl ihr Zimmer sein möchte und wartete auf einen Lichtschimmer, der aus einem dieser obern Fenster hervorkäme.

Endlich erschien derselbe in einem Fenster am Ende des Hauses. Dies müsse das Zimmer seiner Liebsten sein, dachte der junge Mann entzückt. Und so war es in der That, es war Christabels Gemach.

Die Kirchenuhr von Rudderford schlug Zwölf, während der Liebende noch immer im Anschauen versunken dastand und in demselben Augenblicke kam, wie mit dem letzten Schlag der mystischen Stunde heraufbeschworen, die Gestalt eines Mannes hinter der einen Ecke des Gebäudes hervor.

„Wer zum Teufel seid Ihr?“ rief Frank vorwärts stürzend.

Aber die Gestalt war verschwunden. Es befand sich an dieser Seite des Hauses ein Labyrinth von Nebengebäuden. Frank folgte und durchsuchte alle Winkel, konnte aber keine Spur von dem mitternächtlichen Endringling auffinden. Seine Nachforschung war so genau und umständlich, daß er zuletzt zu glauben begann, seine Sinne müßten ihn getäuscht haben und die Gestalt sei nur ein Wesen seiner Einbildung gewesen. Er ließ sich indeß nicht so leicht befriedigen. Der Edelstein in dem alten Tudorhause war nach seiner Ansicht ein so seltener Schatz, daß derjenige, dessen Vorrecht es war, ihn zu bewahren, nicht Sorgfalt und Wachsamkeit genug aufwenden konnte. Er ging um das ganze Haus herum, Fenster und Läden

untersuchend. Im untern Stockwerk war Alles so sicher wie in den Casematten einer belagerten Festung. Wenn Anthony Champion der Besitzer eines Schatzes von Millionen gewesen wäre, so hätte er sich kaum besser vor Dieben schützen können.

Es schlug Eins, als Frank Greenwood die Umgebung der alten Halle verließ und langsamen Schritts nach den Wiesen zuging.

V. Kapitel.

Christabel war nach dieser mitternächtlichen Trennung fast allzu glücklich. Die ganze schwere Last ihrer Einsamkeit war in einem Augenblicke gehoben und ihr zukünftiges Leben lag glänzend wie ein Garten in einem Feenlande vor ihr. Sie war zwar ein wenig besorgt wegen ihres Vaters und seiner Vorurtheile gegen die Familie Greenwood; aber ihr Geliebter kam ihr so bezaubernd und so unwiderstehlich vor, daß sie fest überzeugt war, Niemand werde gegen seinen Einfluß Stand halten können. Ihr Vater würde ihn natürlich ganz so wie sie lieben und bewundern, alle seine Vorurtheile aufgeben und ihn als ihren Verlobten

anerkennen. Und Miß Perkington? Christabel lachte laut — es war ein kleines fröhliches Lachen — bei dem Gedanken an die schmähliche Niederlage dieser Dame. Alle die seidenen Fransen, Garnituren und kostbaren Spitzen hatten demnach in den Augen wahrer Liebe für nichts gezählt.

Sie war viel zu glücklich, um sobald an Schlaf zu denken und obschon Mitternacht vorüber war, ging sie noch immer in angenehmer Träumerei mit gefalteten Händen in ihrem Zimmer auf und ab, an das wunderbare Glück denkend, das ihr zu Theil geworden. Allerdings nur der Sohn eines früheren Fabrikanten; aber sie liebte ihn und er kam ihr als das vollkommenste Wesen in der ganzen Welt vor — so heiter, so edelmüthig, so muthig, so aufrichtig. Sie hatte so wenige Menschen gekannt, hatte ein so ganz einsames Leben geführt, daß es kaum auffallend war, wenn sie auf den fröhlichen jungen Menschen, der sie pries und liebte, Glauben und Vertrauen setzte.

Sie blieb vor dem großen alten Spiegel stehen und betrachtete sich halb verwundert

War sie wirklich schön? War sie eines solchen Geliebten würdig?

Die Uhr hatte Eins geschlagen, bevor sie sich niederlegte und da, mitten in ihren glücklichen Gedanken plötzlich vom Schlaf überwältigt, warf sie sich angekleidet auf das Sopha, um erst ein wenig auszuruhen, ehe sie zu Bett gehen würde. Die Folge davon war, daß sie in einen tiefen Schlummer verfiel, der die ganze Nacht über anzudauern schien.

Sie hatte eine schlimme Gewohnheit, die sie sich wahrscheinlich in den langen einsamen Tagen mit viel Zeit zum Nachdenken und wachendem Träumen zugezogen hatte — die Gewohnheit, im Schlafe zu wandeln. Es war keine Sache, die oft vorkam, sondern nur zwei- oder dreimal des Jahrs, wenn sie den Tag über sehr aufgeregt gewesen war. Die Dienstleute waren ihr einige Male in den Gängen und auf der Treppe begegnet, wie sie gleich einem Gespenst mit offenen umsehenden Augen einherging. Ein unglückliches Landmädchen, das sie für den Geist der ermordeten Dame gehalten, die in der Halle umgehen

sollte, war schreiend in die Küche geflohen und dort in Krämpfe verfallen.

Und in ähnlicher Weise trug es sich auch in dieser Nacht zu. Gegen drei Uhr, gerade als der Mond im Untergehen begriffen war, erhob sich Cristabel vom Sopha, öffnete die Thüre und schritt auf den Gang hinaus — eine große weiße Gestalt, bei dem schwachen Lichte in unbestimmten Umrissen sichtbar.

Sie ging geradezu nach dem Ende des Ganges, wo ein schmales Fenster in einem Theile der Mauer, an welchem der Epheu am Dicksten wuchs, vorhanden war. Wie sie so langsam vorwärts schritt, wurde dieses Fenster von einer unsichtbaren Hand geöffnet und ein Mann steckte seinen Kopf und seine Schultern durch die Oeffnung.

Er war im Begriff, hereinzusteigen, als seine Augen auf die geheimnißvolle Gestalt mit dem weißen Kleid und dem losen wallenden Haar fiel — auf die Gestalt, von der er so oft gehört hatte, wenn die Leute von dem Gespenst sprachen, das in Alt-Rudderford-Hall umging.

Mit einem halbverhaltenen Ausruf ließ er seinen

schweren Knüttel fallen. Das dadurch verursachte Geräusch erweckte Christabel. Sie stieß einen lauten Schrei aus und starrte den Eindringling halb furchtsam, halb verwundert an. Dieser Schrei war beunruhigend genug, aber er ermuthigte ihn wieder. Er sprang in den Gang und drückte ihr seine große hornige Hand auf den Mund.

„Was, Sie sind es?“ sagte er in halbleisem Tone. „Halten Sie Ihren Rachen, wenn ich Sie nicht mit meinem Messer still machen soll. Gehen Sie in Ihr Zimmer und halten Sie sich ruhig. Ich habe hier Geschäfte.“

Sie war noch nicht vollkommen wach und hatte nur ein verworrenes Gefühl von Gefahr und Schrecken und der Mann stand gerade im Begriff, dem widerstandslosen Mädchen mit einem Tuche den Mund zu verbinden, als Frank Greenwood durch das offene Fenster hereinsprang.

Die Liebe ist so thöricht, so voll von Zweifeln und Befürchtungen. Er war, nachdem er auf seinem Heimweg die Wiesen passirt hatte, nach der alten Halle zurückgekehrt, weil er sich über die herumschleichende

Gestalt, die er dort gesehen, nicht zu beruhigen vermochte und er war gerade zur rechten Zeit gekommen, um seine Verlobte aus den Klauen des Schurken zu befreien und die Champion-Diamanten zu retten, die einen sehr werthvollen Theil des Heirathsguts seiner zukünftigen Frau bildeten.

Der Mann war der schwarze Simeon, der Dieb. Er hatte sich am Abend zuvor in den Garten und an das Haus geschlichen, hatte gesehen und gehört, was vorging, als Mr. Champion seiner Tochter die Familienjuwelen zeigte und sich im Gebüsch verborgen, als Christabel hinausging, um sich umzusehen. In der Nacht hatte er dann alle die untern Thüren und Fenster untersucht und war, da er hier nicht einzudringen vermochte, an dem Epheu zu dem Gangfenster emporgeklettert, um von da hinunter in die Bibliothek zu gelangen, wo, wie er wußte, die Pretiosen aufbewahrt wurden.

Durch einen gewaltigen Schlag auf den Kopf betäubt, wurde er mit leichter Mühe gebunden und für die Nacht in einen leeren Weinkeller gesperrt, um

am folgenden Morgen den Behörden ausgeliefert zu werden.

Anthony Champion konnte kaum unhöflich gegen den Mann sein, der seine Tochter und die Familiendiamanten gerettet hatte und Frank Greenwood war wirklich ein angenehmer junger Mensch, dem es in sehr kurzer Zeit gelang, die Vorurtheile von Alt-Rudderford-Hall gegen die neue Halle zu zerstreuen.

Als er auf diese Weise durch sein geschicktes Manövriren den Weg geebnet hatte, gab er seinem Vater kaltblütig den Auftrag, bei Mr. Champion vorzusprechen und ihn um seine Einwilligung zur Verbindung der beiden Familien zu bitten. Der Fabrikant war wüthend. Es gab eine heftige Scene, aber sie war nur von kurzer Dauer. Franks Kaltblütigkeit wußte jede Schwierigkeit zu überwinden. Miß Perkington war vorher schon mit stillem Verdruß sammt allem Gepäck abgereist. Samuel Greenwood sah sich endlich genöthigt, nachzugeben, da es seinem Sohne allem Anschein nach sehr wenig daran lag, ob er es that oder nicht.

„Ich kann stets meinen Unterhalt als Advocat

verdienen," sagte der junge Mann gleichgültig „und dann habe ich auch die 500 Pfund jährlich, die mir meine arme Mutter hinterlassen hat. Ich möchte gerne ein freundliches Uebereinkommen treffen und Deinen Beistand in Anspruch nehmen; wenn es aber nicht sein kann, was Du am besten wissen wirst, so ist es auch gut, wir werden nicht verhungern."

Samuel tobte und fluchte und gab zuletzt nach. Mit lammartiger Demuth sprach er bei Mr. Champion vor und kehrte beschämt zurück.

Mr. Champion war darauf vorbereitet, alle Rücksicht in Bezug auf den Rang der beiden Familien fallen zu lassen und seine Einwilligung zur Heirath zu gewähren. Er konnte seiner Tochter eine Mitgift von 50,000 Pfund und Juwelen im Werthe von wenigstens 25,000 Pfund geben. Mr. Greenwood hatte ihn für einen Bettler gehalten.

„Es hat mir beliebt, so zu leben," sagte er, „und den Ueberschuß meines Einkommens für mein einziges Kind zu sparen."

Und so heiratheteten sie und sie waren gerade die Art Leute, um stets glücklich mit einander zu leben.

Der glänzende Fremde.

Vor dreißig Jahren gingen noch immer Postkutschen zwischen London und Lowminster und in der frühen Abenddämmerung des Frühlings und Herbstes, in der nebeligen Dunkelheit des Winters und im rosigen westlichen Sonnenschein des Sommers pflegten die Töne des Posthorns und das Rasseln der Wagenräder auf angenehme Weise die schläfrige Stille in den Straßen zu unterbrechen, wo die obern Stockwerke der sonderbaren alten Häuser über die untern hervorragten und es mehr spitzige Gabeldächer und Erkerfenster gab, als in einer andern Stadt von Midlandshire. Doch war Lowminster ein angenehmer und behaglicher Ort und auf den müden Wanderer, der aus dem Strudel des bewegten Lebens dahin kam, vermochte die schläfrige Luft der alten Stadt einen eben so beruhigenden

und erfrischenden Einfluß auszuüben, wie die kühle Seeluft auf den Reisenden, der aus der heißen Sandwüste kommt. Außerhalb der Stadt lagen fruchtbare Wiesen von Forellenbächen durchströmt, schmale Wege von hohen Hecken eingefaßt, wo im Sommer wilde Rosen und Geisblatt in Menge blühten und da und dort stieß der Fußgänger auf ein graues mit Epheu überzogenes altes Farmhaus oder auf eine Wassermühle mit dem behaglichen Hause des Müllers daneben. In diesem vom Treiben der Welt fern liegenden traulichen Winkel mußte es friedlich und angenehm wohnen sein und die Zeit im Einklang mit dem Gemurmel des plätschernden Wassers und mit dem fernen Geläute der Kathedralglocken wie ein in Musik gesetztes Gedicht dahinfließen.

Unter den Mühlen zeichnete sich besonders eine aus, die in der Nähe der Stadt hinter der gothischen Kathedrale von schönen alten Bäumen beschattet, zwischen den dunkelgrünen Wiesen lag. Das Wohnhaus war eines der nettesten in der Umgegend von Lowminster, ein niedriges weißes Gebäude, an dem die Kletterrosen und das Geisblatt fast bis zu den Essen

emporstiegen. Vor dem Hause befand sich eine ländliche Veranda, mit Jasmin und Clematis bedeckt, von der man in das geräumige Wohnzimmer trat, dessen Fenster mit den spiegelblanken Scheiben stets mit blühenden Gewächsen besetzt waren.

Nahe am Hause floß ein breiter tiefer Bach vorbei, in welchem sich das große Mühlrad mit knarrendem Tone in den stillen Sommermorgen langsam herumdrehte. Dieser Bach war wegen seiner Forellen berühmt, und Mr. Baxter vermiethete zuweilen ein Wohn- und Schlafzimmer an fremde Herren, welche des Angelns wegen hierher kommen. Das Haus war zu groß für die Bedürfnisse von John Baxter und seinen zwei Töchtern und der Müller nicht reich genug, um diese kleine Nebeneinnahme zu verschmähen.

An einem Mittsommermorgen vor vollen dreißig Jahren kam ein Herr mit seiner Angel auf der Schulter nach dem Hause und wünschte die zu vermiethenden Zimmer zu sehen. Er fand Mary Baxter, die jüngere Tochter des Müllers, wie sie über das ländliche Gatterthor gelehnt, mit ihren hübschen blauen Augen träumerisch über die Wiesen hinblickte.

Sie sah mit einem glänzenden halbscheuen Blick empor, als der Fremde sich näherte und er dachte, er habe niemals ein lieblicheres Gesicht gesehen.

„Dies ist, wie ich glaube, Mr. Baxters Haus?“ sagte er.

„Ja, Sir, der Name meines Vaters ist Baxter. Wünschen Sie ihn zu sehen?“

„Man hat mir auf dem Postbureau gesagt, daß ich hier eine Wohnung erhalten könnte. Ich bin auf einige Wochen des Fischens und der frischen Luft wegen nach Lowminster gekommen — hauptsächlich der Landluft wegen, da ich sehr krank war.“

Mary Baxter sah ihn mit einem sanften theilnehmenden Blick an, als sie sich erbot, ihm die Zimmer zu zeigen. Er war sehr hübsch — der schönste Mann, den sie jemals gesehen hatte; aber sein Gesicht war abgemagert und in seinen schwarzen Augen lag ein melancholischer Ausdruck wie bei einem Manne, dem, wie Mary dachte, das Leben übel mitgespielt habe. Er befand sich nicht mehr in seiner ersten Jugend, war ohngefähr fünfunddreißig Jahre alt und sah aus, als ob er alle Vergnügungen und Hoffnun-

gen der Jugend ausgelebt und nichts mehr für die Zukunft zu erwarten hätte.

„Ja, die Zimmer sind mir ganz recht,“ sagte er nachlässig und fragte dann in so gleichgiltigem Tone nach den Bedingungen, daß Mary dachte, Geld könne für ihn keine Wichtigkeit haben.

Er verstand sich ohne die geringste Einwendung dazu, den von ihr verlangten Preis zu zahlen und ging dann mit Mary schweigend um den Garten herum und betrachtete den Bach, für den er zum erstenmal einiges Interesse an den Tag legte.

„Es ist Alles sehr hübsch und ländlich,“ sagte er. „Ich will jetzt nach dem Postbureau zurückkehren und meinen Reisekoffer hersenden lassen.“

„Soll ich nicht einen von den Mühlburschen senden, Sir?“ fragte Mary. „Sie werden vielleicht müde sein, da Sie, wie Sie sagen, unwohl sind, Sir.“

„Sehr gütig, ich danke Ihnen. Nein, ich bin nicht müde, ich möchte den Gang selbst machen.“

Er zog an der kleinen Gartenthüre seinen Hut vor ihr und entfernte sich dann mit seinem langsamen

schlendernden Schritt. Mary sah ihm gedankenvoll nach.

„Armer Mann!“ sagte sie zu sich, „was er für einen melancholischen Ausdruck hat! Er muß einen großen Kummer gehabt haben.“

Der Gentleman, den sie auf diese Weise bedauerte, hatte in der That einen großen Kummer gehabt, der hauptsächlich auf ein hartnäckiges Mißgeschick am Spieltisch und bei den Wettrennen Bezug hatte; aber Mary, die ein zärtliches romantisches Wesen war, glaubte, daß sein Schmerz in der Nähe des Herzens liegen müsse. Er hatte vielleicht geliebt und vergebens geliebt, obschon dies für einen Mann von seinen Eigenschaften fast unmöglich schien; oder es war, was wahrscheinlicher, der Gegenstand seiner Zuneigung am Tage vor der Hochzeit gestorben. Mary hatte von solchen Dingen in Büchern gelesen. Daß irgend ein trauriger Roman sich an den Fremden mit dem hübschen blassen Gesicht und den tiefdunkeln Augen knüpfe, davon war sie vollkommen überzeugt.

Sie stand in solchen Gedanken versunken einige Minuten an der Thüre und lief dann fort, in die

Mühle, um ihrem Vater zu sagen, daß die Wohnung vermiethet sei. Als sie ins Haus zurückkehrte, fand sie ihre Schwester Harriet, welche gerade vom Markte in Lowminster zurückgekommen war und die beiden Mädchen schickten sich an, mit Hilfe einer kleinen flinken Dienerin die Zimmer des Fremden in Stand zu setzen. Mary eilte in den Garten, um frische Rosen zu pflücken, und das kleine Wohnzimmer war von ihrem reichen Duft erfüllt, als der Fremde begleitet von einem Burschen, der einen großen ledernen Reisekoffer trug, zurückkehrte.

Er nahm keine Notiz von den Rosen, obschon es die schönsten waren, die Mary im Garten zu finden vermocht und er fragte die Schwestern in fast mürrischem Tone, was sie ihm zum Diner geben könnten. Mary war ein wenig enttäuscht, als sie fand, daß er ein so großes Interesse für das Essen an den Tag legte; aber er war, so dachte sie bei sich, erst von einer schweren Krankheit aufgestanden und Kranke legen solchen Dingen eine ungebührliche Wichtigkeit bei. Harriet, die eine tüchtige Haushälterin war und keine romantische Abneigung gegen die Essensfrage

hatte, schlug einen vortrefflichen Küchenzettel vor. Als diese Angelegenheit zur Zufriedenheit des neuen Miethbewohners geordnet war, zogen sich die beiden Mädchen zurück; Mary in das sonnige Wohnzimmer, wo sie sich mit ihrer Nadelarbeit an das offene Fenster setzte, während Harriet sich in die Küche begab um die Anordnungen für das Diner des Fremden zu treffen.

Mary hatte Zeit genug, an das traurige Gesicht des Fremden zu denken, während sie diesen ganzen Sommernachmittag über bei der Arbeit saß. Ja, er war hübsch; darüber konnte kein Zweifel sein und es lag etwas ungemein Interessantes in seinem abgemagerten sorgenvollen Gesicht. Wäre er in kräftiger Gesundheit und guten Muths gewesen, so hätte sie, wie sie glaubte, sehr wenig an ihn gedacht; aber es lag etwas Geheimnißvolles in seinem Wesen, das Jeden interessiren mußte. Sie sprach über ihn mit ihrer Schwester, als Harriet von der Küche hereinkam und war erstaunt, wie wenig Interesse er dieser praktischen Seele eingeflößt hatte. Harriet gab zu, daß er hübsch sei und bemerkte, daß seine Kleider vom besten Stoffe

und eleganter und fashionabler gearbeitet seien als sie die Gentlemen von Lowminster zu tragen pflegten.

„Er ist, wie ich glaube, in der Armee,“ sagte Miß Baxter zum Schluß, „ich habe eine Messingplatte auf seinem Koffer gesehen, auf der der Name „Capitän Herriston“ eingravirt ist.“

„Herriston!“ wiederholte Mary, „was für ein schöner Name!“

Es schien ihr ein schöner Name, wie Alles an dem Fremden ihr elegant und anziehend erschien. Sie sah ihn später, während sie bei der Arbeit saß, in den Garten gehen und er kam zu ihr ans Fenster und sprach mit ihr in einer Weise, welche trotz seiner Höflichkeit nachlässig war, die aber Mary Baxter vollkommener als Alles in der Welt erschien. Sie war erst neunzehn Jahre alt und dieser glänzende Fremde die erste interessante Person, die sie jemals angetroffen hatte. War es da zu verwundern, daß er ihr wie ein ganz anderes Wesen vorkam als die jungen Männer von Lowminster, die geputzten und geschniegelten Kaufmannssöhne, die ihr und ihrer Schwester, wenn sie ihnen am Sonntag Nachmittags auf dem

Heimweg von der Kirche begegneten, plumpe Complimente sagten.

Capitän Herriston sprach sehr wenig, aber er stand längere Zeit am Fenster, nur zuweilen in seiner nachlässigen Weise einen Satz fallen lassend. Am Abend rauchte Mr. Baxter nach seiner Gewohnheit in einer ländlichen Laube am Ende des Gartens seine Pfeife und während er mit seinen zwei Töchtern dort verweilte, kam auch Capitän Herriston hinzu, erfreut darüber, daß er seine Cigarre in Gegenwart der jungen Damen rauchen konnte. Er zog den Müller durch seine Fragen über Lowminster in eine Unterhaltung, bei der sich Mr. Baxter über den Wohlstand des schläfrigen alten Platzes und über das Vermögen, das sich einige der größeren Handelsleute daselbst erworben, ganz besonders verbreitete.

„Da ist Josiah Greenock, Fisch- und Geflügelhändler, der Mann ist seine dreißig Tausend so gut wie sechs Pence werth. Esther Greenock und meine Tochter Mary waren mit einander in der Erziehungsanstalt zu Brighton, während Harriet zu Hause blieb und mir die Wirthschaft versorgte und ich glaube, es

gibt keine bessere Haushälterin in ganz Midlandshire. Esther Greenock ist ein sehr nettes Mädchen, ein wenig stolz, vielleicht wegen des Geldes ihres Vaters, aber desohngeachtet ein sehr nettes Mädchen und wie eine Schwester gegen meine Mary. Beiläufig gesagt, Molly," setzte er zu seiner Tochter gewendet hinzu, „ich habe Euch beide in der letzten Zeit nicht beisammen gesehen. Was ist's mit Esther?"

„Sie befindet sich bei ihrer Tante zu Woodgreen, Vater," antwortete Mary, „sie wird wahrscheinlich den größten Theil des Sommers dort bleiben."

„Sie haben noch nicht in dem Bach da unten gefischt, Sir?" fragte der Müller hierauf seinen Miethsmann.

„Nein, Mr. Baxter," antwortete der Capitän, „ich bin, die Wahrheit zu sagen, kein enthusiastischer Angler. Ich bin mehr meiner Gesundheit, als des Fischens wegen nach Lowminster gekommen; aber ich werde natürlich mein Glück versuchen. Wenn es auch nichts weiter ist, so werde ich wenigstens einen Theil meiner Zeit damit hinbringen."

Er stieß einen kurzen ungeduldigen Seufzer aus,

während er dies sagte und verließ, nachdem er den Anwesenden gute Nacht gewünscht, die Laube. Als sie ihn später besser kennen lernten, fanden sie, daß er solchen plötzlichen Wechseln der Laune unterworfen war.

Er blieb viele Wochen in dem Hause des Müllers, täglich angelnd, aber sehr selten etwas fangend, seine Abende im Garten hinbringend, indem er zuweilen seine Cigarre in der Laube rauchte, zuweilen zwischen den Blumenbeeten oder unter den alten Apfelbäumen im Obstgarten auf- und abging, oft in der Gesellschaft der beiden Mädchen, öfters mit einer derselben und diese eine war Mary.

Er war, ehe noch viele Wochen vergangen waren, sehr mittheilsam gegen sie geworden, während die Rosen in dem hübschen ländlichen Garten noch immer blühten. Er machte sie nach und nach mit allen seinen Sorgen bekannt, indem er von sich in einer düstern, mißvergnügten Weise sprach, was seinem Gemüth eine Art Erleichterung zu gewähren schien. Er erzählte ihr, daß er mit einem sehr liebenswürdigen und reichen Mädchen verlobt gewesen sei und daß der Vater

desselben auf die niederträchtigste Weise die Heirath verhindert habe. Alles sei ihm im Leben schief gegangen. Sein eigener Vater habe ihn schlecht behandelt. Er sei genöthigt gewesen, seine Offiziersstelle zu verkaufen aus Gründen, die er in sehr vager Weise beschrieb. Seines Lebens vollkommen überdrüssig, sei er nach Lowminster gekommen. Aussichten habe er keine. Er sei der ärmste elendeste Auswürfling, der jemals die Erde betreten.

Mary wurde niemals müde, diese Klagen anzuhören und den Capitän zu bedauern. Bei all seinem Kummer hatte er niemals sein Aeußeres vernachlässigt. Sein Anzug und seine Wäsche waren allzeit tadellos und Alles, was er trug, war ebenso elegant als gediegen. Seine Toilettengegenstände hielt Mary für die schönsten Dinge in der Welt, wenn sie schüchtern in sein Zimmer blickte und die glänzende Unordnung auf seinem Tische sah, wo sich Bürsten mit Elfenbeingriff und glitzernde Gläser mit Parfümerien befanden. Sie fragte ihn einmal, wie er arm sein könne, wenn er so viele prächtige Dinge besitze.

Er lachte über ihre Einfalt.

„Mein liebes Fräulein,“ sagte er, „ein Mann behält solche Dinge bis zum letzten Augenblick. Ich habe Geld genug, um noch eine Zeit lang auszuhalten und meine Gläubiger müssen warten. Die Frage ist, was ich in Zukunft thun soll. Einen neuen Beruf wählen, wie meine Freunde gütigst rathen? Eine sehr schwierige Aufgabe, wenn ein Mann seinen dreißigsten Geburtstag hinter sich hat. Oder auswandern und Schaffarmer werden? Etwas muß geschehen. Ich kam hierher krank und des Londoner Lebens müde, in der Hoffnung, daß mir in der Stille des Landlebens irgend ein glänzender Gedanke kommen würde; aber ich bin jetzt seit Wochen hier und der Gedanke ist nicht gekommen. Nein, Mary, bei meiner Seele, ich weiß nicht, was aus mir werden soll.“

Er nannte sie zuweilen in seiner nachläßigen zerstreuten Weise „Mary“ und der Klang ihres Namens, so ausgesprochen, erregte jedesmal eine zitternde Empfindung halb von Freude, halb von Schmerz in ihrem Herzen.

So ging der Sommer vorüber und Capitän Herriston legte noch keine Neigung zur Abreise an

den Tag. Er hatte in den ersten Wochen den Betrag für Wohnung und Kost regelmäßig bezahlt, war aber dann im Rückstand geblieben. Der Müller war ein gutmüthiger Mann und war seinem Miethbewohner gewogen. Er gab sich deshalb leicht zufrieden, als ihm Capitän Herriston versicherte, daß die Zahlung Anfangs Oktober, wo er eine Geldsendung erwarte, erfolgen solle. Der Capitän blieb. Er brachte einen guten Theil seiner Zeit mit Fischen und planlosem Herumstreifen in der Umgegend zu und wußte es so einzurichten, daß er auf diesen einsamen Spaziergängen sehr oft mit Mary Baxter zusammentraf. Ob sie sich auf Verabredung begegneten, wußte Niemand als sie selbst. Der Müller war den ganzen Tag über in seinem Geschäfte thätig und die Haushaltungssorgen nahmen Harriets Zeit und Gedanken vollständig in Anspruch. So hatte Mary Freiheit genug, zu gehen, wohin es ihr gefiel.

Für sie waren die langen Spaziergänge durch Wiesen und Felder und über die grasigen Hügel, welche eine Art Amphitheater um Lowminster bilden, gleich den Wanderungen in einem neuen Garten Edens.

Es kam ihr vor, als ob ein neues und wundervolles Leben sich vor ihren Füßen aufgethan habe, seit sie zum erstenmal das Gesicht des James Herriston gesehen. Sie waren seit einiger Zeit erklärte Liebende. Er hatte den furchtsamen Blicken dieser zärtlichen Augen, die ihm auf eine so unschuldige Weise sagten, daß er geliebt sei, nicht zu widerstehen vermocht und eines Tags, als sie allein im Garten waren, wurden die Worte gesprochen, welche Mary Baxters Schicksal besiegelten.

„Mary," sagte er plötzlich, „bei meinem Leben, ich glaube, Sie lieben mich."

Er blickte auf ihr erröthendes Gesicht mit einem halb ergötzten Lächeln nieder.

„Ein solcher werthloser, zweckloser Mensch, wie ich bin, verdient keines guten Weibes Liebe," fuhr er in seiner langsamen nachlässigen Weise fort.

Darüber flammte Mary mit Entrüstung auf. Er sei nicht werthlos. Er verdiene die Liebe eines bessern Weibes als sie sei — jeder Dame im Land.

„Mein theuerstes Mädchen," sagte er, noch immer auf sie niederlächelnd, als ob sie ein hübsches Kind

sei, „was kann ich einem Weibe bieten? welche Hoffnung in der Zukunft, welche Stellung in der Gegenwart? Sie sind das lieblichste und liebenswürdigste Mädchen, das ich in meinem Leben kennen gelernt habe und wenn ich nicht der Mann wäre, der ich bin, so wollte ich Sie morgen bitten, mich zu heirathen."

„Wenn ich dächte, Sie liebten mich," stammelte sie, „so wäre dies Alles, was ich in der Welt wünschte."

„Ich liebe Sie, Mary. Es ist unmöglich, Sie zu kennen, wie ich Sie kenne, ohne Sie zu lieben. Wenn ich jemals in der Lage bin zu heirathen, so sollen Sie meine Frau werden; aber der Himmel weiß, ob dieser Tag jemals erscheinen wird."

Es geschah nach diesem Bekenntniß, daß sie sich so oft in den Feldern und Wiesen trafen. Mary war unaussprechlich glücklich in dem Bewußtsein, daß sie James Herriston liebte. Sie blickte sehr unbestimmt in jene ferne Zukunft, wo sie sein Weib sein würde. Es genügte ihr zu wissen, daß sie von diesem Manne geliebt wurde, der so weit über ihr zu stehen schien, als wäre er ein verbannter Prinz. Sie

sprachen niemals von der Zukunft. James Herriston nahm Marys Huldigung mit einer nachlässigen Art Genugthuung auf. Er war in der Gesellschaft dieses Mädchens glücklicher als seit langer Zeit. Er fühlte sich durch diese ergebene Liebe gewisser Maßen in seiner eigenen Achtung gehoben. Er kam sich nicht mehr so ganz werthlos vor; er hatte seine alte Zauberkraft nicht ganz verloren. Er lächelte seinem schönen Bilde im Spiegel zu und sang mit seiner tiefen reichen Stimme einige Verse einer italienischen Arie, als er an Marys Verehrung dachte.

„Arme, kleine Seele, wie sie mich liebt!" dachte er bei sich. „Wenn ich nur ein reicher Mann wäre, oder wenn sie Geld hätte und nicht eines hart arbeitenden Müllers Tochter wäre! Armes, kleines Mädchen! Es kann natürlich niemals etwas dabei herauskommen; aber es ist angenehm, so geliebt zu werden."

Er hatte Mary gebeten, ihrem Vater und ihrer Schwester nichts von ihrem Verhältniß zu sagen. Unter solchen unsichern Umständen sei es besser, die Sache für sich zu behalten und Mary hatte eingewilligt, da sie wußte, daß bei den praktischen Ansichten,

die in ihrer Familie herrschten, weder ihr Vater, noch ihre Schwester ein Verhältniß billigen würden, welches so wenig Aussicht zur Heirath darbot.

So gingen die Dinge während des Herbstes fort. Capitän Herriston wurde täglich vertrauter mit der Familie des Müllers und brachte alle seine Abende im gemeinsamen Wohnzimmer zu. Der ehrliche arglose John Baxter liebte ihn sehr und hörte seine Plaudereien über die äußere Welt, von der er selbst so wenig kannte, mit großem Vergnügen an.

Es war um die Mitte September, als Esther Greenock von ihrem langen Besuch bei einer Tante, die in einer benachbarten Grafschaft lebte, nach Hause zurückkehrte. Der reiche Mr. Greenock hatte nicht weit von John Baxters Mühle ein schönes Haus gebaut und es war Esthers Gewohnheit, einen großen Theil ihrer Zeit bei ihrer Freundin Mary zuzubringen, wenn sie zu Hause war. Durch ihre Rückkehr wurden deshalb jene ruhigen Spaziergänge mit Capitän Herriston großen Theils unterbrochen, bis Mary von ihrem Geliebten die Erlaubniß erhielt, ihrer Freundin unter dem Siegel der Verschwiegenheit von ihrem

Verhältnisse Mittheilung zu machen. Darauf fanden die Spaziergänge der Liebenden wieder wie zuvor statt, nur daß jetzt Esther häufig daran Theil nahm und sie waren Alle in ihrer Gesellschaft um so fröhlicher. Sie war ein gescheidtes und stolzes Mädchen mit einer bedeutenden Dosis Selbstgefühl, das aller Wahrscheinlichkeit nach hauptsächlich auf der Thatsache beruhte, daß sie die einzige Erbin des großen Vermögens ihres Vaters war. Man glaubte allgemein in Lowminster, daß sie eine glänzende Heirath machen würde und Esther stimmte in dieser Beziehung mit Lowminster überein, obschon es noch ein tiefes, nur durch die Zeit zu lösendes Räthsel war, woher der Bräutigam kommen sollte. Sie war hübsch in einem kecken, etwas ins Hausbackene fallenden Styl nach der Provinzialmode gekleidet und trommelte auf dem Piano mit mehr Ungenirtheit als Geschicklichkeit herum.

Natürlich war Mary begierig zu erfahren, was ihre Freundin von Capitän Herriston dachte. Esther erkannte an, daß er ein schöner Mann mit angenehmem, wenn nicht bezauberndem Benehmen sei, aber sie

war nicht sehr enthusiastisch in ihrem Lobe und Mary hielt sie für kalt. Sie wünschte, daß sich alle Welt vor ihrem Ideal beugen sollte und sie war fast geneigt, über die Kälte, welche Miß Greenock über dasselbe an den Tag legte, ärgerlich zu werden.

Esther schien indeß gegen die Gesellschaft des Capitäns bei ihren Spaziergängen mit ihrer Freundin keineswegs eine Abneigung zu hegen. Sie trug dabei ihre schönsten Hüte und suchte sich überall durch ihre Lebhaftigkeit hervorzuthun. Sie ließ durch ihren Vater die Familie des Müllers mit Einschluß des Capitän Herriston zum Thee und Abendessen einladen und sie spielte und sang ihm in ihrem neu eingerichten und glänzend aufgeputzten Staatszimmer alle Tänze und Lieder, die sie kannte, vor. Die arme Mary sah während dieser Productionen sehr traurig drein; indem sie um ihres Geliebten willen wünschte, daß sie auch das Piano spielen könnte, daß sie mehr von einer Dame an sich hätte und vor Allem, daß sie Esther Greenocks Reichthum besäße, um ihm denselben zuzubringen. Für sich hegte sie keine Furcht vor Armuth mit ihm. Konnte es für sie ein größeres

Glück geben, als seine Sklavin zu sein, ihn zu bedienen und für ihn zu arbeiten? Sie sagte ihm das gelegentlich als Antwort über einige klagende Aeußerungen über den Reichthum des alten Greenock, wenn sie mit einander von einer Abendpartie bei Esther nach Hause gingen. Sie sagte ihm, wie glücklich sie wäre, wenn sie seinetwegen Armuth ertragen dürfte.

„Das ist Alles sehr gut und sehr schmeichelhaft für mich, Mary,“ antwortete er; „aber ich selbst kann Armuth nicht ertragen und ich werde niemals heirathen, wenn ich eine Frau nicht anständig unterhalten kann.“

Bald nach dieser kleinen Partie erkältete sich Mary und mußte mehrere Tage, während welcher sie sich über die Einsamkeit ihres Geliebten sehr bekümmerte, das Zimmer hüten. Sie fragte Harriet täglich, wie der Capitän seine Zeit zubringe und hörte jeden Tag, daß er des Morgens mit seiner Angel ausgehe und erst des Abends um 6 Uhr zum Diner nach Hause komme. Das Wetter war damals gerade ungewöhnlich schön und es lag für ihn Versuchung genug darin, ins Freie zu gehen, doch hätte Mary gewünscht, daß

er mehr zu Hause geblieben wäre, während sie so unwohl war.

„Was würde ich für ein Vergnügen im Sonnenschein haben, wenn er krank wäre?“ dachte sie; „ich würde nicht daran denken, das Haus zu verlassen.“

Esther Greenock kam zuweilen während der Krankheit ihrer Freundin; aber es traf sich jedesmal, daß sie Eile hatte und Mary dachte, daß die frühere Herzlichkeit derselben einer gewissen Zurückhaltung Platz gemacht habe.

Es war an einem milden sonnigen Tag, als es Mary zum erstenmal während ihrer Krankheit gestattet wurde, in das Wohnzimmer hinunter zu gehen. Sie war fast vierzehn Tage auf ihr Zimmer beschränkt gewesen und diese Zeit war ihr, nach ihrer Trennung von ihrem Geliebten bemessen sehr lang vorgekommen. Sie zitterte ein wenig, als sie langsam die Treppe hinunter ging und daran dachte, wie bald sie ihn sehen würde, begierig darauf, was er sagen und wie er aussehen werde, wenn er zum erstenmal nach dieser traurigen Trennung ihre Hand ergreifen werde. Würde es ihm schwer ankommen, seine Aufregung zu verber-

gen, wie er es nach ihrer Ueberzeugung ihretwegen thun mußte?

Das Frühstück war bereits einige Zeit vorüber, als sie die Treppe hinunterging, das Haus war sehr still, unnatürlich still, wie es Mary in ihrer Ungeduld die Stimme zu hören, die sie so sehr liebte, vorkam. Die Thüre von Capitän Herristons Wohnzimmer stand offen und das Gemach war leer. Er war also auch heute bereits wieder ausgegangen. Dies war für sie eine harte Enttäuschung. Sie hatte gehofft, daß er zu Hause bleiben würde, um sie zu sehen, da er hörte, daß sie hinunter kommen würde.

Ihre Schwester kam vom Garten herein, während die Kranke einen Augenblick vor der offenen Thür stand. Harriet sah so frisch, so heiter und munter aus, als ob es keinen Kummer in der Welt gäbe.

„Was Mary,“ sagte sie, „ich habe Dich nicht so bald unten erwartet. Ich wollte so eben hinaufgehen, um Dir beim Ankleiden beizustehen. Geh' in das Zimmer, Kind, es ist Feuer darin, das ich Deinetwegen angezündet habe. Geh' hinein und wärme Dich; Du siehst so blaß wie ein Geist aus. Ich

glaube, der Arzt würde Dich ins Bett zurückschicken, wenn er Dich sähe."

Mary gehorchte ihrer Schwester und setzte sich mit sehr verdrossener Miene am Kamin nieder.

„Capitän Herriston ist wahrscheinlich ausgegangen?" sagte sie nach einiger Zeit.

„Ja, er ist diesen Morgen sehr früh fortgegangen. Er ist auf eine Woche nach London gereist."

„Nach London?"

„Ja, nach London. Wie Du mich ansiehst, Kind! Er hat nichts mitgenommen, als eine kleine Reisetasche und wird in acht Tagen wieder zurück sein."

Einige Minuten saß Mary Baxter ganz still, zitternd und unfähig zu sprechen. Ihre Schwester war zu sehr mit ihrer Nadelarbeit beschäftigt, als daß sie ihre Aufregung bemerkt hätte.

„Das ist sehr schnell gegangen, nicht wahr Harriet?" sagte sie endlich mit schwacher Stimme.

„Die Reise des Capitäns? Ja; er hat gestern Abends wie es scheint, Briefe von London erhalten und er war genöthigt, Geschäfte halber dahin abzureisen."

Mary legte sich mit halbgeschlossenen Augen für den Rest des Morgens in ihren Stuhl zurück, an die lange traurige Woche denkend, die hingehen mußte, bis James Herriston zurückkehren würde. In der Meinung, daß ihre Schwester in einen ruhigen Schlummer verfallen sei, setzte Harriet ihre Arbeit ruhig fort. Erst als der behäbige Müller hereinkam, mußte sich Mary ihrer düstern Träumerei entreißen, um die Glückwünsche ihres Vaters zu ihrer Genesung zu empfangen.

„Du siehst noch immer sehr blaß und schwach aus," sagte er; „wir wollen aber froh sein, daß Du wenigstens wieder auf sein kannst. So dürfen wir wenigstens hoffen, daß Du bald wieder ganz gesund sein wirst."

Sie lächelte ihn sanft an, während sie mit einem ihrer schlanken Arme um seinen Hals ein wenig an seine Schulter gelehnt dastand. Trotz Harriets Haushaltungstalent war Mary stets sein Liebling gewesen. Das Mädchen wußte dies und dachte nicht ohne Gewissensbisse an das fremde Idol, dessentwegen sie ihren guten alten Vater vernachlässigt hatte. Sie

setzte sich, als er nach dem Essen seine gewohnte Pfeife rauchte, auf einen niedrigen Stuhl zu seinen Füßen und legte ihr schönes Haupt auf seine Kniee. Die Thränen rannen langsam an ihren blassen Wangen herab, als sie so dasaß und an ihren abwesenden Geliebten und an die Sünde dachte, die sie durch Verschweigung ihres Verhältnisses an ihrem Vater begangen.

Der Müller war an diesem Abend geschäftsfrei und als er mit seiner Pfeife zu Ende war, ging er hinaus an die Gartenthüre, wo er, die Arme auf den obern Querbalken gestützt, träumerisch auf die Landschaft hinausblickte und wartete, ob nicht ein Nachbar des Wegs kommen würde, mit dem er eine Weile plaudern könnte. Er hatte nicht lange zu warten. Einer von seinen alten Bekannten ging vorüber und blieb fast eine halbe Stunde bei ihm stehen. Mary beobachtete von ihrem Sitze am Feuer die beiden Männer, sich darüber wundernd, was sie so lange mit einander zu reden hätten und warum sie so fröhlich seien. Es kam ihr seltsam vor, daß nicht Jeder die Traurigkeit des Orts fühlen sollte, jetzt

wo sein Leben und sein Sonnenschein mit James Herriston verschwunden waren.

John Baxter kehrte darauf, seine Hände reibend, ins Zimmer zurück.

„Ich habe merkwürdige Neuigkeiten für Euch, Mädchen," sagte er. „Esther Greenock ist durchgegangen — diesen Morgen vor dem Frühstück verschwunden, einen Brief an ihren Vater zurücklassend, worin sie ihm meldete, daß sie im Begriff sei, den Mann zu heirathen, den sie liebe und daß es nichts nützen würde, sie zu verfolgen, da sie nichts in der Welt von ihrem Vorsatze abbringen könne."

„Esther davongegangen, um zu heirathen?" rief Mary. „Ich hatte nichts gewußt, daß sie eine Neigung zu Jemand hege."

„Auch sonst Niemand," antwortete der Müller. „Sie muß die Bekanntschaft angeknüpft haben, während sie sich bei ihrer Tante befand. Der alte Greenock war wüthend, aber anstatt, wie Jedermann dachte, seine Tochter zu verfolgen, sagte er, sie möge liegen, wie sie sich gebettet habe. Er werde nicht Mühe und Zeit verlieren, um sie zu suchen. Und jetzt kommt

es heraus, daß er selbst John Ashtons Tochter heirathen und keinen besonderen Verdruß darüber empfinden wird, daß er Miß Esther, die sich gegen ihn immer aufs hohe Roß setzte, los geworden ist."

Nach dem Thee ging der Müller aus. Es war ein Klubabend, ein Abend, wo die Bürger von Lowminster in einem Wirthshaus zusammenkamen, um über ihren Thonpfeifen einige Stunden zu verplaudern. John Baxter war einer der solidesten und nüchternsten Männer und es war nur wenig über neun Uhr, als er von dieser einfachen Versammlung nach Hause zurückkehrte.

„Nun, Mädchen," sagte er, als er sich in seinen Armstuhl setzte, „man hat jetzt Alles über Miß Esthers Geliebten in Erfahrung gebracht. Sie sind heute Morgens um sieben Uhr in einer Postchaise vom „Schwarzen Löwen" weggefahren. Ihr werdet gewiß nicht errathen, wer es ist."

Mary sprang plötzlich weiß wie eine Leiche von ihrem Stuhle auf.

„Capitän Herriston," sagte sie.

„Du mußt also etwas von der Sache gewußt ha-

ben, Mädchen," rief der Müller. „Ja, das ist der Mann."

„Ich habe mir's gedacht," sagte sie mit schwacher Stimme und setzte sich wieder. Sie ging dann zu Bett, ohne durch das geringste Zeichen ihr Geheimniß verrathen zu haben.

So trug sie ihre Prüfung schweigend und geduldig bis ans Ende. Drei Tage nach der Flucht kam ein Brief an John Baxter, in welchem ein Wechsel für Capitän Herristons Schuld eingeschlossen war mit dem Ersuchen, man möge seinen Koffer nach einem gewissen Hotel im Westend zu London senden. Das war Alles. Drei Monate darauf heirathete Mr. Greenock Sophie Ashton, ein sehr hübsches Mädchen von zwanzig Jahren. Die Baxters hörten zu gleicher Zeit, daß er seiner Tochter eine Jahresrente von dreihundert Pfund ausgesetzt habe — ein sehr kleiner Betrag im Vergleich zu dem, was sie zu erwarten gehabt — und daß Mr. und Mrs. Herriston in einer kleinen Stadt in Frankreich lebten.

Niemand ahnte Mary's Kummer. Es dauerte sehr lange, bis sie von ihrer Erkältung, die nach dem

Ausspruch des Arzts in höchstens zwei Wochen hätte vorüber sein sollen, genas, aber sie genas und ging mit ihrem früheren leichten Schritt wieder im Hause herum, aber nicht mit der alten Fröhlichkeit — diese war für immer verschwunden. Es lag eine sanfte Ruhe in ihrem Benehmen, die ihr sehr gut anstand, aber sie war nicht mehr das heiter glückliche Wesen wie vor der Ankunft von James Herriston. Niemand ahnte die Ursache dieser Veränderung. Ihre Freunde glaubten blos, sie sei stätiger geworden.

Jahre gingen dahin und Mary Baxter hatte mehr als einen annehmbaren Heirathsantrag von wohlhabenden jungen Gewerbsleuten in Lowminster; aber die fortschreitenden Jahre fanden die Schwestern als entschiedene alte Jungfern. Der Müller starb und sie waren genöthigt, die bequeme Heimstätte zu verlassen, in dem sie ihr ruhiges Leben hingebracht hatten. Da ihre Mittel ziemlich beschränkt waren, so pachteten sie in der Umgebung der Stadt ein Haus und sicherten sich durch Vermiethung der Zimmer ein kleines Einkommen.

Achtundzwanzig Jahre waren verflossen, seit Esther

Greenock Lowminster verlassen hatte. Harriet und Mary Baxter waren jetzt ältliche Personen mit eisgrauen Haaren, sehr gesetzt aussehend, stets einfach, aber stets sehr hübsch gekleidet. Glücklich in ihrer ruhigen einförmigen Weise, liebten sie einander zärtlich. Es war ihnen ziemlich gut gegangen, denn die Leute in Lowminster achteten und liebten sie und versäumten keine Gelegenheit, wo sie ihnen gefällig sein konnten. Mr. Greenocks junge Frau hatte ihm zwei kräftige Söhne geboren, wodurch die Hoffnungen Esthers auf ihres Vaters Vermögen gänzlich zerstört wurden. Sie hatte nie mehr als dreihundert Pfund von ihm erhalten und auch diese Zahlung hatte längst aufgehört, da sie bereits zehn Jahre nach ihrer Verheirathung zu Nizza an einer langwierigen Krankheit kinderlos gestorben war.

Es war an einem kalten Herbstabend, als ein kranker Herr zu den beiden Schwestern kam, um eine Wohnung bei ihnen zu miethen. Er war, wie er sagte, von dem Apotheker an die Damen gewiesen worden und die Zimmer, die sie ihm zeigten, hatten seinen vollen Beifall. Er war ein großer Mann,

mit einem dicken grauen Bart, der den untern Theil seines Gesichts vollständig verbarg, mit grauen Haaren, schwarzen Augenbrauen und sehr glänzenden schwarzen Augen, bei deren Anblick Mary Baxter ein sonderbares Gefühl beschlich. Er nannte sich Howard und sprach die Absicht aus, den Winter in Lowminster zuzubringen.

Der Fremde war mit den gestellten Bedingungen einverstanden und miethete die Zimmer, indem er sogleich davon Besitz ergriff. Sein Gepäck wurde von der Eisenbahnstation geholt.

Mr. Howard war ein sehr ruhiger Miether. Er pflegte sehr spät aufzustehen, den ganzen Tag zu lesen und zu schreiben und ging bei Einbruch der Dämmerung vor dem Hause auf und ab, um seine Cigarre zu rauchen. Er ging selten weiter, da ihm das Gehen beschwerlich zu fallen schien. Er war keine unruhige Person, aber verweichlicht und sehr eigen in Bezug auf das, was er aß. Harriet bereitete ihm allerlei Leckerbissen und verwöhnte ihn einen guten Theil in dieser Beziehung.

Er beklagte sich zuweilen über Langeweile und ließ

des Abends durch die alte Magd bei den Schwestern anfragen, ob er nicht eine halbe Stunde mit ihnen verplaudern dürfe. Der Wunsch wurde jedesmal höflich gewährt und er kam dann und brachte den Abend bei ihnen zu, wobei er ihnen die Neuigkeiten mittheilte, die er in den Zeitungen gelesen hatte. Später schlug er ihnen ein Kartenspiel vor und von nun an war es eine ausgemachte Sache, daß sie alle Abende eine Partie Whist spielten.

Dies dauerte einige Zeit, während welcher er seine wöchentlichen Rechnungen pünktlich bezahlte; aber nach sieben oder acht Wochen begann er damit im Rückstand zu bleiben. Seine Gesundheit wurde schlimmer und er war nicht mehr im Stande zu schreiben. Seine Kräfte sanken täglich mehr und er bat die Schwestern, ihm des Abends in seinem Zimmer Gesellschaft zu leisten und zuweilen auch bei Tage.

„Ich bin sehr schwach," sagte er; „aber ich werde bald besser sein. Wegen Ihres Geldes brauchen Sie keine Sorge zu haben, Miß Baxter."

Dies sagte er zu Harriet; mit Mary sprach er niemals von Geld.

„Ich habe etwas von einem Londoner Buchhändler einzunehmen, das ich demnächst erhalten werde. Und in einer oder zwei Wochen werde ich wieder im Stande sein, zu schreiben."

Harriet Baxter schüttelte trostlos den Kopf, als sie dies ihrer Schwester mittheilte.

„Ich glaube nicht, daß er je wieder besser werden, oder daß er uns bezahlen wird, was er schuldet, Mary," sagte sie, „wir sollten sehen, daß wir seiner auf die eine oder andere Weise loswürden."

„Was!" rief Mary, „ihn in seinem schwachen Zustand vor die Thüre setzen? Das würde ja eine Art Mord sein. Ich wundere mich, wie Du nur an so was denken kannst, Du, die doch so mitleidsvoll ist."

Harriet wischte sich die Augen und küßte ihre Schwester.

„Nun, liebes Kind," sagte sie resignirt, „wir müssen uns eben darein ergeben und ihm noch etwas länger borgen. Es wird uns aber sehr schwer ankommen. Was wir im Sommer erspart haben, wird dabei aufgehen."

„Laß gut sein, Liebe; wir können im nächsten Sommer wieder sparen. Alles Andere ist besser, als diesen armen Menschen aus dem Hause weisen.“

Es dauerte nicht lange, so nahm dieser uneinträgliche Miethsmann alle ihre Zeit und Pflege in Anspruch. Der Arzt von Lowminster gab wenig Hoffnung für seine Wiederherstellung. Mary Baxter pflegte ihn Tag und Nacht, indem sie sich der Aufgabe mit einer unveränderlichen Geduld widmete. Ihre Schwester schalt sie zuweilen, weil sie sich zu wenig Ruhe gönnte; aber sie wollte gegen das, was sie ihre Pflicht nannte, keine Einwendung annehmen.

„Aber es kann doch Deine Pflicht nicht sein, Dein Leben für diesen Mann aufzuopfern, Mary,“ sagte Harriet „und er ist uns noch überdies gänzlich fremd.“

„Dies war auch mit dem Wanderer der Fall, den der Samaritaner pflegte, Harriet. Du brauchst nicht zu fürchten, daß mir das, was ich thue, schaden wird. Die Sorge um den armen Menschen würde mir mehr schaden, wenn ich seine Pflege unserer Anna überlassen wollte.“

So brachte der Kranke ohne Aussicht auf Besse-

rung den Winter hin. Die Tage waren länger geworden und der kleine Garten war voll von Crocus und Schneeglöckchen, als er schlimmer zu werden begann. Das Geld von dem Londoner Buchhändler war nicht eingetroffen und er schuldete den Miß Baxters mehr als dreißig Pfund.

Er lag eines Tags in dem untergehenden Sonnenschein eines schönen Frühlingabends in der Nähe des Fensters und Mary saß mit ihrer Arbeit an seiner Seite, als er sie zum erstenmal bei ihrem christlichen Namen nannte.

„Mary,“ sagte er sanft, „ich glaube, Sie sind das edelste Weib und die beste Christin, die ich je gekannt habe. Ihre Güte gegen mich reicht allein schon hin, dies zu beweisen. Aber es gibt gewisse Unbilden, die selbst ein Christ schwer vergeben kann. Hat Ihnen Jemand je eine solche Unbild angethan?“

Er stützte sich auf seinen Ellenbogen und sah ihr mit sehr ernstem Ausdruck ins Gesicht. Ihr klares blaues Auge, das unter allen Veränderungen, welche die Zeit in ihrem einst so lieblichen Gesicht hervorgebracht, seine Schönheit bewahrt hatte, sah ihn voll an.

„Nein,“ sagte sie, „ich habe alles Unrecht vergeben, das mir jemals zugefügt worden ist.“

„Sie haben auch einem Mann vergeben, der einst Ihre Liebe gewann, nur um sie wegzuwerfen — einem Mann, der sich James Herriston nannte, dessen Geschichte ich vor langer Zeit gehört habe?“

Mary Baxter sah ihn mit einem Lächeln an.

„Ich habe niemals ein Gefühl des Grolls gegen James Herriston gehegt,“ sagte sie sanft.

„Und doch hat er Sie schwer gekränkt.“

„Er hat mein Herz gebrochen.“

„Mary!“

„O, das scheint vielleicht nicht glaubbar, weil ich am Leben blieb, aber ein gebrochenes Herz tödtet nicht immer.“

Der Kranke fiel mit einem tiefen Seufzer auf sein Kissen zurück. Er beschattete sein Gesicht mit einer seiner dünnen Hände und lag so mehrere Minuten schweigend da, während Mary ihre Arbeit wieder aufnahm. Darauf erhob er sich wieder auf seinen Arm.

„Kommen Sie her, Mary,“ sagte er.

Sie ging zu ihm hin und kniete am Sopha nieder.

„Sehen Sie mich an und sagen Sie mir, ob etwas in meinem Gesichte liegt, das Sie an die Vergangenheit erinnert?"

Sie sah ihn einige Augenblicke schweigend und mit demselben ruhigen Lächeln an.

„O James Herriston," sagte sie endlich, „haben Sie geglaubt, Sie könnten mich täuschen? Ich erkannte Sie im ersten Augenblicke, wo Sie hierher kamen."

„Und Sie haben so viel für mich gethan und sind so gut gegen mich gewesen, obschon Sie wußten, daß ich der Elende sei, der Sie vor dreißig Jahren hintergangen hatte? O Mary, was für edelmüthige Geschöpfe die Frauen sind! Es gibt solche unter ihnen, deren Güte keine Grenzen hat und Sie sind eine von Diesen — Sie sind eine von Diesen."

Er hielt eine kurze Zeit inne und dann nahm er ihre widerstandslose Hand und legte sie an seine Brust.

„Ich hatte eine eigenthümliche Sehnsucht, Sie wiederzusehen, Mary; ein Verlangen, das stärker

wurde, je mehr meine Gesundheit abnahm. Ich glaubte, ich könnte es ohne Gefahr, erkannt zu werden, mit Sicherheit wagen; ich war ja so verändert — so viele alte Bekannte hatten mich nicht wieder erkannt, wenn sie mir auf der Straße begegneten. Ich bin ein so bloßes Wrack von dem, was ich einst gewesen war und ich sehnte mich so sehr, denn ich habe nie ein Weib so geliebt, wie ich Sie geliebt hatte, obschon ich niedrig genug war, mich durch Esther Greenocks Geld verführen zu lassen. Ich habe aber meinen Lohn dafür erhalten. Sie können sich nicht denken, was ich für ein Leben mit diesem Weib geführt habe. Es war eine ununterbrochene Scene von Hader, Vorwürfen und Reue. Ich hatte mich für eine elende Bagatelle in die Sklaverei verkauft. Ich kam mir selbst wie das gemeinste und niedrigste Geschöpf vor. Mein ganzes Leben war nichts als eine lange Kette von Mißgeschick und ich komme endlich arm und gebrochen zu Ihnen, um Trost zu suchen von der theuren Seele, die ich so schwer beleidigt habe."

„Sprechen Sie nicht davon, erinnern Sie jetzt

nicht daran. Unser Leben ist dahin, es hätte anders sein können. Ja, James, ich denke, wir hätten glücklich mit einander sein können. Es freut mich, daß Sie zu mir zurückgekehrt sind. Es war mir süß, Sie während dieser langen Krankheit zu pflegen und zu warten."

„Und ich bin nur zurückgekommen, um eine Last für Sie zu sein. Das ist hart, Mary."

„Nichts hätte für mich so hart sein können, als Sie nicht mehr zu sehen. In all den Jahren seit unserer Trennung ist kein einziger Tag vergangen, wo ich nicht an Sie gedacht und für Sie gebetet habe."

„Sie hätten mich hassen und verachten sollen, Mary."

„Meine Liebe zu Ihnen hat sich nie verändert," antwortete sie sanft.

Er zog ihre Hand an seine Lippen und hielt sie dort, bis er einschlief, während sie noch immer an seiner Seite kniete.

Als er wieder erwachte, waren seine Sinne ein wenig verwirrt. Er sprach von der Mühle und dem

Forellenbach, an dessen Ufer sie so oft gewandert waren, als ob er sich wieder als junger Mann dünkte. Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf, als er des Abends kam, um seinen Patienten zu sehen. Er sagte Mary, daß der Kranke nicht mehr lange zu leben habe.

Das Ende kam bei Tagesanbruch am nächsten Morgen.

Bis zum letzten Augenblick suchten James Heristons umflorte Augen das Gesicht Derjenigen, die er einst geliebt hatte, bis zum letzten Augenblick hielt seine schwache Hand die ihrige. Sein Haupt ruhte an Mary Baxters Brust, als er starb, zu ihr bis zu seinem Ende aufblickend und sein letzter Athemzug murmelte ihren Namen.

Dies war ihr Dank für vierzigjährige Treue. Sie trug seinen Tod mit ruhiger Gelassenheit und sie war es selbst, welche die einfachen Anordnungen für das Leichenbegängniß traf, das die Schwestern mit ihren geringen Mitteln bestreiten mußten. Sie zeigte ihrer Schwester mit einem traurigen Lächeln den Namen auf dem Sarg des Miethbewohners.

„Du erinnerst Dich seiner nicht, Harriet?"

„Nein, Mary. Ich habe nie einen Menschen gekannt, der sich so verändert hätte."

„Für mich nicht, meine Liebe, für mich hat er sich nie verändert. Ich habe ihn mein ganzes Leben lang geliebt."

Die Sünden der Väter.

I. Kapitel.

Es war ein wilder, leichtsinniger Hof, an dem George Lord Deverill, Herr von Deverill Castle und eines fürstlichen Einkommens, kurz nach der Wiedereinsetzung der Stuarts, seine schöne junge Frau brachte. Sie war eine Art wilde Rose, nicht ganz zwanzig Jahre alt und fast dreißig Jahre jünger als ihr Gatte.

Der ganze Hof verliebte sich auf den ersten Blick in Lady Deverill. Selbst die Frauen waren von ihrer Schönheit entzückt, die kaum einen gefährlichen Charakter an sich trug. Das arme Kind war zu

schüchtern, als daß es jemals eine Nebenbuhlerin dieser kecken Damen werden konnte.

„Arme kleine Waldblume,“ sagten die Hofschranzen, „sie scheint durch die Bürde als Lady Deverill förmlich erdrückt zu werden. Sie hätte einen Landpfarrer heirathen und ihre Tage in der Atmosphäre der Milchkammer und des frischgemähten Heues zubringen sollen. Sie taugt ebenso wenig für unsere Welt als ein Stern unter die Lampen von Whitehall paßt.“

„Und wer war dieses schöne Wesen und woher kommt es?“ fragten neugierig die Hofleute.

Ihre Fragen wurden bald beantwortet. Sie war das einzige Kind von Sir Talbot Treherne, einem Cornischen Baronet von ruinirtem Vermögen, der einige Jahre vorher in einem düstern alten Hause zwischen den öden Sandhügeln dieser fernen westlichen Küste gestorben war. „Ein treuer Anhänger des Königs, aber ein schlimmer Mensch,“ sagten Diejenigen, die ihn kannten. Lord Deverill und er waren zur Zeit des vorigen Königs treue Freunde gewesen, hatten sich aber getrennt, als der unglückliche Monarch auf dem Schaffot gestorben war; Deverill, um dem

Thronerben ins Ausland zu folgen, Treherne, um sich mit seinem kleinen Mädchen auf den Rest seiner Güter nach Cornwallis zurückzuziehen.

Als der Baronet sich dem Tode nahe fühlte, schrieb er an seinen alten Freund und bat ihn, die Vormundschaft über seine verwaiste Tochter, seine geliebte Alice und ihr kleines Vermögen zu übernehmen und dafür Sorge zu tragen, daß sie nicht in die Hände eines Schurken oder Abenteurers falle, sondern einen braven Gentleman heirathe.

„Sie ist hübsch und artig," schrieb der Vater, „und Du wirst wahrscheinlich keine besondere Mühe haben, einen Gatten für sie zu finden, wenn ihr Heirathsgut auch nur gering ist. Ich verlange blos, daß er ein redlicher Mann sei. Außerdem gibt es im Auslande Klöster, in denen die Tochter eines Gentleman eine passende Unterkunft finden kann. Wir gehören, wie Du weißt, Deverill, dem alten Glauben an und Alice würde nicht die erste meines Geschlechts sein, welche das Getümmel und die Versuchungen der Welt mit dem ruhigen Schatten der Klostermauern vertauschte."

Es ist das Schicksal eines Mannes, dessen Lebensweise ihn in Gesellschaft von unsittlichen Menschen führt, daß er zuletzt keinen Freund von reinem Charakter findet, auf den er im Sterben sein Vertrauen setzen kann. Gewiß war George Deverille kaum der Mann, dessen Sorgfalt ein liebender Vater sein einziges Kind übergeben hätte, wenn ein weiteres Feld für die Wahl vorhanden gewesen wäre. Aber George Deverill war wenigstens kein Wüstling und vielleicht der Einzige unter Talbot Treherne's vertrauten Freunden, der sich nicht mit den gemeinen Lastern jener Zeit befleckt hatte.

Er war ein strenger harter Mann mit einem dunkeln ausländischen Gesicht, das früher sehr anziehend gewesen war, aber sich jetzt, nachdem es in Folge von verfehltem Ehrgeiz mit jedem Jahre einen hochfahrenderen Ausdruck angenommen hatte, nur noch durch abstoßenden Stolz und eine gewisse Wildheit auszeichnete, die Jedem der Lord Deverill beleidigen würde, nichts Gutes verhieß.

Die Gefühle Sr. Lordschaft, als er den Brief seines alten, zur Zeit bereits verstorbenen Freundes

erhielt, waren keineswegs die angenehmsten. Was in Teufels Namen sollte er mit einer Mündel, mit einer von einem schwachen alten Vater verzogenen Schönheit anfangen, mit einem Mädchen, das ohne Zweifel eigenwillig und begierig nach einem Leben voll Vergnügungen war? George Deverill gedachte den größten Theil seines Lebens am Hofe zuzubringen und dort konnte ihm ein Mündel nur lästig und hinderlich werden.

Ja ihr Vater hatte Recht: das Kloster würde der beste Ort für Alice Treherne sein und wenn sie sich gegen ein französisches oder belgisches Kloster sträuben würde, so könnte sie ihre Tage zu Deverill Castle zubringen, wo sich eine alte Haushälterin und einige alte Diener befanden, die größtentheils taub und gichtisch waren; wo das Gras in dem großen Hofe wuchs, feuchtes Moos den untern Theil der Mauern bedeckte, und die Eulen in den beiden epheubewachsenen Thürmen, welche an beiden Seiten des Gebäudes standen, des Nachts ihr schauerliches Geschrei vernehmen ließen.

Lord Deverill lächelte grimmig bei dem Gedanken,

daß dieses entfernte nordische Schloß die Wohnheit von Jugend und Schönheit werden sollte.

Er sagte sich, daß es nöthig sei, rasch zu handeln, um diese unangenehme Geschichte so bald als möglich los zu werden. So entschloß er sich denn, selbst nach Cornwallis zu gehen, um das Mädchen zu sehen und die Sache mit ihr in Ordnung zu bringen. Aber die Reise war lang und ermüdend, das Wetter kalt und düster und er hatte deshalb zuerst den Gedanken gehabt, seinen Verwalter mit einem Brief zu senden, worin er seine Absichten aussprechen und den Boten ermächtigen wollte, Miß Alice entweder nach einem auswärtigen Kloster, oder nach dem entfernten nordischen Schloß zu bringen. Aber bei reiflicherem Nachdenken wollte ihm diese Handlungsweise, in Anbetracht daß Talbot Treherne einst sein Busenfreund gewesen, nicht recht passend und wohlwollend erscheinen. Auch mochte sich das Mädchen widerspenstig zeigen und sowohl gegen das Kloster als gegen das Schloß auflehnen, in welchem Falle der Verwalter vielleicht nicht im Stande sein würde, sie zur Vernunft zu bringen. Daß sie ihm den Gehorsam versagen würde,

fürchtete Lord Deverill nicht und wieder lächelte er bei diesem Gedanken mit dem eigenthümlichen Lächeln. Er war ein Mann, der gewohnt war, Gehorsam zu finden, der seine Umgebung von seinem frühesten Mannesalter an durch die einfache Kraft seiner strengen, harten Natur gelenkt hatte und er konnte bei dem Gedanken von Widerstand durch dieses Mädchen nur verächtlich lächeln.

So ging er selbst nach Treherne Court.

Er ging selbst und Alice suchte weder eine Zuflucht in einem fremden Kloster, noch wurde sie zur traurigen Einsamkeit von Deverill Castle verurtheilt. George Deverill, dessen Herz in den neunundvierzig Jahren niemals von einem Weibe gerührt worden war, verliebte sich sterblich in die Tochter seines verstorbenen Freundes, noch ehe er sie eine Woche gekannt hatte. Er gab sich indeß nicht so leicht dieser thörigten Laune hin, wie er seine Leidenschaft nannte, wenn er sich selbst darüber Rechenschaft zu geben suchte. Nein, er kämpfte einen heftigen Kampf mit sich selbst, ehe er sich eingestehen mußte, daß er vollständig geschlagen sei. Aber er liebte sie — er liebte

sie. In diesen Worten lag der Anfang und das Ende. Das Herz, das bisher kälter als Eis, härter als Stahl gewesen war, schmolz auf einmal und das einfache Mädchen war seine Gebieterin.

Was war es, das diese kalte strenge Natur unterjocht hatte? Ihre Schönheit? Schwerlich; denn so schön sie auch war, hatte doch George Deverill viele Frauen gesehen, die sie an äußern Reizen übertrafen und überdies eine vollendete Anmuth des Benehmens besaßen, die ihr abging. Vielleicht hatten ihre Hilflosigkeit und Schüchternheit, ihre gänzliche Unschuld und Kindlichkeit ihre Reize in George Deverills Augen erhöht. Er selbst wußte kaum, was er an ihr liebte; er wußte nur, daß er sie mit einer Leidenschaft liebte, gegen welche die Vernunft vergebens kämpfte.

Obschon sie ganz hilf- und freundlos war und obschon man in jener Zeit über die Gesetze gentlemanscher Ehre leichtfertig genug dachte, so war doch Lord Deverill eines unehrenhaften Gedankens oder einer strafbaren Hoffnung unfähig. Seine Fehler gehörten nicht zu den gewöhnlichen Fehlern jener Zeit. Seine Natur war eine finstere, leidenschaftliche, nicht ohne

eine rauhe Art von Edelmuth, die sich zuweilen in in seinem Gesichte zeigte, trotz des zurückstoßenden Ausdrucks von Stolz, der sich gewöhnlich darin ausprägte.

Er hatte beabsichtigt, sein Geschäft zu Treherne Court in weniger als einer Woche zu beendigen. Er blieb einen Monat dort und zu Ende desselben bat er Alice um ihre Hand.

Er hegte kaum eine Hoffnung, daß sie ihn liebte. Was war unwahrscheinlicher, als daß sich diese schöne Blume um seinen rauhen verdorrten Stamm winden würde? Nein, er erwartete wenig Liebe für seine leidenschaftliche Hingebung, von der er ihr allerdings noch wenig Beweise gegeben hatte, da er zu stolz war, um so viel Schwachheit an den Tag zu legen. Aber er beobachtete sie genau und er sagte sich, daß sie reinen Herzens, liebevoll, unschuldig und folgsam sei und daß sie ein treues Weib abgeben müsse. Er glaubte, daß sie in ihrer Hilflosigkeit, in ihrer gänzlichen Aussichtslosigkeit für die Zukunft kaum eine solche Stellung wie er sie ihr zu bieten hatte, zurückweisen werde. Darauf rechnete er und nichts weiter.

So bat George Deverill eines Abends als beide in dem düstern ärmlichen Salon von Treherne Court beisammen saßen, Alice, seine Gattin zu werden. Er sagte nicht viel von seiner Liebe, da er mit einem Widerwillen, der fast einem physischen Schmerze glich, vor der Enthüllung seiner Leidenschaft zurückschreckte. Er legte vielmehr den Hauptnachdruck auf ihre verlassene Lage, auf seine Freundschaft für ihren Vater und auf die Klugheit einer solchen Verbindung. Er war auf das Schlimmste gefaßt, selbst auf einen Blick des Abscheus in dem schönen jungen Gesicht, oder vielleicht der Verachtung — der Verachtung seiner fünfzig Jahre.

Wie groß war daher seine Ueberraschung, als das schöne Haupt sanft an seine Brust sank, wo das süße Gesicht sein Erröthen zu verbergen suchte.

„Alice blick empor, sprich zu mir: ist es Ja oder Nein?“ sagte er lebhaft.

Sie blickte durch Thränen zu ihm empor. Die rosigen Lippen zitterten, sprachen aber nicht.

„Alice, willst Du mein Weib werden?“

„Sir,“ sagte Dr. Johnson, „ich liebe einen guten Hasser!“ Philip Rayner pflegte sich zu rühmen, daß er in dieser Beziehung ein Mann nach dem Herzen des großen Schriftstellers sei. „Ich vergebe niemals eine Beleidigung,“ sagte er, „und ich vergesse niemals eine Gefälligkeit.“ Allerdings gibt es gewisse, in den Lehren des Erlösers enthaltene Grundsätze, welche nicht ganz mit Samuel Johnsons Ausspruch in Einklang stehen; aber Philip Rayner würde in diesen Tagen wahrscheinlich sehr zornig geworden sein, wenn ihm Jemand die Eigenschaft eines Christen abgesprochen hätte. Er ging jeden Sonntag einmal, zuweilen sogar zweimal in die Kirche und wenn er auch nicht immer sehr aufmerksam auf die Predigt merkte,

so gab er doch der Menge durch seine wohlgebürsteten Kleider, durch seine fleckenlose Wäsche und durch sein anständiges Benehmen ein gutes Beispiel. Er bezahlte seine Schulden bis zum letzten Heller und es fehlte ihm auch nicht an Wohlthätigkeitssinn, indem er für milde Zwecke im Verhältniß seines Einkommens nicht unwesentliche Beiträge leistete.

Die Welt, in der er lebte, sprach günstig von Philip Rayner. Er war ein gescheidter, prosperirender junger Mann, mit einem durch Laster nicht befleckten Charakter, einer angenehmen äußern Erscheinung und einem sehr ruhigen, gefälligen Benehmen. Er war zugleich ein denkender junger Mann, der alle Dinge von ihrer ernstesten Seite nehmen konnte. Seine Stellung in der Welt galt übrigens für eine sehr günstige, da er der Sohn eines reichen Lederhändlers war, der seit vierzig Jahren in einem düstern alten Hause an der Flußseite einen sehr einträglichen Handel geführt hatte.

Der Vater hatte diesen einzigen Sohn nach seinen eigenen rauhen und praktischen Grundsätzen erzogen. Anstatt ihm, wie es heutzutage Sitte ist, eine kost-

„O mein Lord, Ihr habt mich so stolz, so glücklich gemacht!“

„Was,“ rief er, „Du liebst mich also, Kind?“

„Von ganzem Herzen.“

Lord Deverill blickte mit Verwunderung auf das schöne erröthende Gesicht herab, oder vielmehr mit einem forschenden Blick, der fast streng war. Er war mehr von dem Bekenntnisse des Mädchens überrascht, als wenn sie ihm gesagt hätte, daß sie ihn hasse. Dieses reizende junge Wesen liebte ihn in ihrer ganzen Herrlichkeit der Jugend und Schönheit — liebte ihn, den harten Mann der Welt, der dreißig Jahre älter war als sie! Ein leidenschaftliches Entzücken erfüllte bei diesem Gedanken sein Herz; aber in dieses tiefe Gefühl der Freude mischte sich noch immer ein Schatten des Zweifels. Konnte er ihr Glauben schenken? Es schien so unwahrscheinlich und die Frauen, ja selbst die schönsten und jüngsten, waren so falsch. Alle Geschichten von weiblicher Verrätherei, die er jemals gehört, fielen ihm in diesem Augenblicke ein. Doch zog er das Mädchen näher an seine Brust und drückte

die Lippen auf die reine Stirn, so strahlend in ihrer Unschuld.

„So sei es denn, mein süßes Kind," sagte er mit einer Zärtlichkeit, die ihm selbst sonderbar vorkam, so fremd war sie seiner harten Natur. „Du bist von nun an mein, die schönste Braut, die jemals eines Mannes Herz erfreut hat. Und Du willst meiner nicht überdrüssig werden, obschon ich so viel älter bin als Du und selbst Denjenigen, die ich am meisten liebe, kalt und stolz erscheinen mag?"

„Euer überdrüssig!" wiederholte das Mädchen mit einem glücklichen Lächeln. „Ich liebe Euch, ich verehre Euch, wie ich Niemanden geliebt und verehrt habe, als meinen Vater. Ihr seid sein theuerster Freund gewesen. Er pflegte so oft von Euch zu sprechen, daß ich mir ein Bild von Euch in meinem Geiste entwarf — ja und mein Bild glich Euch, nur war es nicht edel genug. Aber wie konnte ich denken, daß Ihr Euch jemals herablassen würdet, mich zu lieben — Ihr, der aus allen den reizenden Damen des Hofes ein Weib wählen konntet und die reizendste und edelste derselben gewonnen hättet?"

Diese zärtliche Schmeichelei rührte sein Herz, aber er erwiederte nichts darauf. Er schaute noch immer auf das unschuldige Gesicht mit ängstlichem, forschendem Blick herab. Es ward ihm so schwer, selbst jetzt an ihre Aufrichtigkeit zu glauben. Sein cynischer Geist war stets geneigt gewesen, an seinen Nebenmenschen zu zweifeln und der Gedanke an seinen Rang und Reichthum ließ sein volles Vertrauen in dieses Mädchen, das er so leidenschaftlich liebte, nicht zu. Doch war es schon etwas, daß er den Preis gewonnen, auf den er sein Herz gesetzt hatte und wenn George Deverill an diesem Abend nicht so glücklich war, als er hätte sein können, so herrschte doch in seinem Innern ein Gefühl des Triumphs, welches die Stelle des Glücks vertrat.

Dame Margery Dormer, eine Wittwe ohne Vermögen, die seit funfzehn Jahren Sir Talbots Haushälterin und eine Art von Duenna für Alice gewesen war, vernahm mit großer Befriedigung die Verlobung ihrer jungen Gebieterin, um so mehr, als Lord Deverill ihr sagte, daß sie für ihre Zukunft außer Sorge sein könne. Sie möge ihre Tage zu Treherne Court

beschließen und sich in jeder Beziehung als Gebieterin des Hauses betrachten, das er und seine Frau wahrscheinlich nicht sehr oft besuchen würden.

„Alice wird wahrscheinlich aus Liebe für das Andenken ihres Vaters die Erhaltung des Platzes wünschen," sagte er „und sie wird vielleicht geneigt sein, zuweilen einige Sommerwochen hier zuzubringen; deshalb wollen wir die Wände anstreichen und das Dach ausbessern lassen."

Alice dankte ihm für seine gütige Rücksicht. Ja, sie hatte ihren Vater zärtlich geliebt und das Haus, in welchem er gelebt und gestorben, mußte deshalb in ihren Augen stets geheiligt sein. Dame Dormer küßte Mylord in ihrem Entzücken die Hand; aber so stolz sie auch auf die Eroberung ihres Lieblings war, so erschien ihr doch Lord Deverill kalt und streng und sie vermochte eine gewisse Besorgniß für die Zukunft nicht ganz zu unterdrücken. Würde er immer so gütig und rücksichtsvoll wie jetzt sein? Oder würde die Zeit kommen, wo er, wenn seine kurze Laune vorüber, seine Frau vernachlässigen oder übel behandeln würde?

Dame Margery wagte es sogar, ihrer schönen jungen Gebieterin gegenüber diese Zweifel anzudeuten; aber das Mädchen hörte sie nur mit unwilligem Staunen an. An ihm zweifeln, an ihm, ihrem Gebieter, ihrem Idol, diesem edeln Gentleman, der ihr als das Muster männlicher Tugend und Würde erschien! Die arme Alice hatte so wenig Menschen in ihrem kurzen Leben gesehen und so viel von ihres Vaters Freund gehört, so oft an ihn gedacht, bevor sie ihn sah! Sie hatte sich niemals geträumt, daß sie ihn lieben würde, sie hatte sein Bild nur mit Gefühlen der Verehrung und Achtung verknüpft. Bevor sie ihn indeß vierzehn Tage kannte, hatten dieses stolze dunkle Gesicht, diese tiefe ergreifende Stimme, diese stattliche Anmuth des Benehmens ein wärmeres Gefühl in ihrem Herzen angefacht und sie liebte George Deverill mit dem ganzen unschuldigen Enthusiasmus und Vertrauen einer ersten Liebe. Daß er so viel älter war als sie, verlieh ihm nur einen weitern Reiz und eine erhabene Größe in ihren Augen. Es ist ja so natürlich, daß ein Mädchen etwas Abgötterei in ihre erste Liebe mischt.

II. Kapitel.

George Deverills Bräutigamsstand war kein langer. Alice hätte gerne die Hochzeit bis zu einem Jahre nach dem Tode ihres Vaters verschoben; aber Lord Deverill machte ihr begreiflich, daß die Ehrfurcht für das Andenken an den Verstorbenen nicht in der Beobachtung äußerer Formen bestehe und daß ihr Vater selbst eine baldige Verbindung zwischen seinem verwaisten Kinde und seinem ältesten Freunde gewünscht hätte.

„Er hat mich zu Deinem Vormund bestellt, Alice,“ sagte er; „es war sein letzter Wunsch. Welcher Vormund ist aber so gut als ein Gatte? Nein,

Theuerste, ich bin überzeugt, daß er unsere baldige Verheirathung wünschen würde."

Alice Treherne liebte George Deverill zu sehr, als daß sie seinen Wünschen einen ernsten Widerstand entgegengesetzt hätte. Sie liebte ihn und ließ sich von ihm leiten, da sie einen sanften und nachgiebigen Charakter besaß, dem Gehorsam und Unterwesung natürlich waren. So fand die Hochzeit drei Monate nach Talbot Treherne's Tod in der ruhigsten und einfachsten Weise statt.

Nach der Trauung in der Dorfkirche wurden Lord Deverill und Alice von einem französischen Priester in einer kleinen Privatcapelle, die zu Treherne Court gehörte, auch nach dem Ritus der römisch-katholischen Kirche mit einander verbunden. Sie waren von verschiedenem Glaubensbekenntnisse; aber da George Deverill kein religiöser Mann war, kümmerte er sich wenig um die Ketzerei seiner Frau. Allerdings liebte er die Idee nicht, daß Jesuiten, wie dieser alter Priester, zwischen ihn und Alice kommen und vielleicht mehr von ihrem Vertrauen als er selbst besitzen soll-

ten; aber er verließ sich auf seine Macht, jede Ausschreitung in dieser Beziehung zu verhindern.

Er führte seine schöne junge Frau an den Hof und war nicht wenig stolz auf die allgemeine Bewunderung, die ihre Erscheinung hervorrief. Er war zugleich erfreut über die Schüchternheit, mit der sie vor dieser ihren Reizen dargebrachten Huldigung zurückschreckte, während ein eitleres und keckeres Weib dieselbe mit Vergnügen hingenommen hätte.

Die neue Heimath, in die Lord Deverill seine Frau einführte, war ein stattliches, aber düsteres Haus in der Nähe der Themse zwischen Whitehall und dem Temple. Es lag in einer finsteren Straße und nur die Zimmer, die auf den Fluß hinausgingen, gewährten eine schöne Aussicht. Eine steinerne Treppe führte von der Thüre im Erdgeschosse zum Wasser hinunter, wo ein grimmiger Löwenkopf von Gußeisen mit einer aus dem Rachen hängenden Kette angebracht war, um daran die Boote zu befestigen. Bei hoher Fluth pflegte das Wasser die Stufen dieser Treppe zu bedecken und mit eintönigem Plätschern die Wände der untern Gemächer zu bespülen.

Die Möbeln dieses Hauses waren glänzend und kostbar, aber altmodisch, schwerfällig und düster. So waren unter Andern Vorhänge von schwarzrothem Sammet, Schränke und Bettstellen von schwarzem Ebenholz vorhanden. Der Fußboden bestand aus polirtem Eichenholz, das durch Alter und vieles Scheuern schwarz geworden war. Alice dachte zuweilen mit Schaudern, daß auf einem Fußboden wie dieser schwarze Flecken kaum sichtbar sein würden und fragte sich, ob wohl in diesem Hause schon ein Mord begangen worden sei.

Das einzige Zimmer an dem Alice Geschmack finden konnte, war ein kleines Gemach am Ende einer stattlichen Reihe mit einem einzigen Fenster und einem steinernen Balkon, der auf den Fluß hinausging. In der Wand hinter der Tapete befand sich eine kleine Thüre, durch die man zu einer geheimen Treppe gelangte, welche zur Themse hinunterführte.

In diesem Zimmer brachte Alice Deverill den größten Theil ihrer Zeit zu, mit ihrer Stickerei, ihren Büchern, oder mit ihrer Musik beschäftigt. Sie liebte die Thätigkeit und Einsamkeit. Ihr Vater war ein

sehr gebildeter Mann gewesen und gegen das Ende seines Lebens, wo ihm die wilden Vergnügungen, in denen er seine Jugend- und Mannesjahre vergeudet hatte, nicht mehr zugängig waren, hatte er sich der Erziehung seiner Tochter gewidmet. So kam es, daß Alice Hilfsquellen besaß, die in jenen Tagen unter dem schönen Geschlecht nicht gar häufig waren.

Sie liebte es allein zu sein und als Lord Deverill den Vorschlag machte, irgend ein wohlgeborenes Fräulein zu engagiren, um ihr in den Stunden, wo ihn die Geschäfte des Hofes und seiner politischen Laufbahn vom Hause abriefen, Gesellschaft zu leisten, bat sie ihn, ihr keine Fremde zur Gesellschafterin zu geben, indem sie ihm versicherte, daß ihr die Zeit nie lange werde, ausgenommen wegen seiner Abwesenheit und daß sie, wenn er selbst nicht bei ihr sein könne, in allen Fällen vorziehe, allein zu sein.

„Ich fürchte, Du bist ein verzogenes Kind, Alice," sagte er, sie mit jener halbverhaltenen Zärtlichkeit anblickend, die allen seinen Verkehr mit dem Weibe charakterisirte, das er so sehr liebte. „Es sei, wie Du

es haben willst, mag nun Dein Wille weise oder thöricht sein."

Niemals gab es vielleicht einen gütigeren Gatten als George Deverill, nicht sowohl in Worten, denn sein Stolz machte ihn selbst gegen Alice zurückhaltend, als in Thaten. Er überhäufte sie mit Geschenken aller Art — mit den kostbarsten Kleidern und den seltensten Juwelen, einer Harfe, die der glich, die für die Königin in Paris gefertigt worden war, mit Büchern, mit einer neuen Kutsche und vier rahmweißen, fleckenlosen Pferden, kurz mit Allem, was die begehrlichste Laune einer Frau von einem nachsichtigen Gatten und einer unerschöpflichen Börse verlangen kann.

Alice war sehr dankbar für alle diese neuen Beweise der Liebe ihres Gatten, aber sie bat ihn, seine Hand zurückzuhalten und sie nicht mit weiteren Geschenken zu beladen. Um die Wahrheit zu sagen, kümmerte sie sich sehr wenig um all den Glanz, der sie umgab. Diese kostbaren Roben schienen ihre schlanke Gestalt niederzudrücken, die glänzenden Juwelen blendeten nur ihre Augen. Verwirrt schrak sie vor den Blicken der Müssiggänger zurück, die sich vor

dem Palaste von Whitehall um ihre vergoldete Kutsche drängten und laut ihre Schönheit priesen, nicht zweifelnd, daß ihre Schmeicheleien der reizenden Dame, die darin saß, angenehm seien. Es war ein zu lautes und glänzendes Leben für diese wilde Waldblume und sie war niemals glücklicher als an jenen seltenen Abenden, die sie allein mit ihrem Gatten zubrachte, in dem kleinen auf den Fluß hinausgehenden Zimmer, singend und spielend, oder schweigend zu seinen Füßen sitzend, während er las und schrieb.

Zuweilen dachte sie, daß er nicht glücklich sei, daß er Sorgen habe, die er vor ihr verhehle und bei einer Gelegenheit wagte sie es sogar, ihn zu fragen, ob es nicht so sei. Aber er verneinte es. Er habe keine Sorgen, die sie begreifen könne. Das ganze politische Leben sei voll Sorgen und der Zustand des Landes gerade jetzt ziemlich kritisch, während der König die Geschäfte vernachlässige und nur dem Vergnügen lebe. Von nun an wunderte sich Alice weniger, wenn sie die Stirn ihres Gatten von tiefen Gedanken umwölkt sah und sie wagte es nicht mehr, eine Frage an ihn zu stellen. Die Besorgnisse des armen Kindes

waren nur zu wohl begründet. George Deverill war nicht glücklich und die Sorgen, die auf ihm lasteten, hatten keinerlei Beziehung zu den öffentlichen Angelegenheiten. Er konnte sich nicht dazu bringen, an die Liebe seiner Frau zu glauben und volles Vertrauen in ihre Aufrichtigkeit zu setzen. Seine Zweifel, die eine Zeit lang eingeschläfert gewesen, waren in der letzten Zeit wieder erwacht, er wußte nicht, wie und warum und sie wollten sich nicht mehr bannen lassen. Wieder und wieder fragte er sich, warum sie ihn lieben sollte, was denn in seiner rauhen Natur liege, um die Liebe eines schönen Mädchens zu gewinnen; wieder und wieder wog er die Vortheile ab, die ihr die Heirath mit ihm gesichert hatte und fragte sich, ob irgend ein in Armuth erzogenes Mädchen so glänzende Aussichten zurückweisen würde. Alice Treherne's Wahl war zwischen dem Kloster und seiner Hand gelegen und es schien nur natürlich, daß sie einen reichen Gatten und einen Titel dem lebenslänglichen Gefängniß eines Klosters vorzog. Er vermochte nicht zu sagen, wann er über diese Dinge nachzugrübeln begann,

aber die Zeit erschien, wo sie ihm nicht mehr aus dem Sinn kamen.

Er hatte einen Secretär Namens Algernon Mildway, einen entfernten Vetter, der einem armen Zweige seiner mütterlichen Familie angehörte, aber der nächste Verwandte war, den George Deverill noch besaß. Er war ein strebsamer junger Mann, seinem Beschützer ergeben, gebildet, von nicht unangenehmem Aeußern, mit einem blassen Gesicht, das für einen so jungen Mann nur etwas zu gedankenvoll war, mit einer tiefen musikalischen Stimme und ruhigem Benehmen. Er wohnte nicht in dem Hause seines Verwandten, sondern ganz in der Nähe und kam und ging zu allen Stunden, indem er sich mit einem Privatschlüssel, den ihm Mylord gegeben, ein- und ausließ.

Für diesen jungen Mann konnte Lord Deverills Heirath kaum ein willkommenes Ereigniß sein. Er brauchte gerade kein Projectenmacher zu sein, wenn er sich der Hoffnung hingab, daß ihm einst ein Theil des Vermögens seines Verwandten, vielleicht auch das ganze zufallen würde. Und Deverill hatte ein eingefleischter Junggeselle geschienen. Was aber auch der

Secretär bei der Heirath seines Verwandten gefühlt haben mochte, jedenfalls hatte er kein Zeichen von Mißvergnügen an den Tag gelegt, ja die Schönheit der Braut mit einem Aufwand von Enthusiasmus gepriesen, der bei seinem ruhigen Temperament etwas Ungewöhnliches war.

Es fanden jetzt häufige Unterhaltungen in dem Hause am Flusse statt — Diners, Musik, Tanzen, Kartenspiele und Feste aller Art nach der Sitte jener Zeit. Lord Deverill stand am Hofe gut angeschrieben und die hohe Gesellschaft war erfreut, seine Gastfreundschaft anzunehmen und seiner schönen jungen Frau ihre Huldigung darzubringen. Diese aber schien sich in der fröhlichen Gesellschaft nicht recht behaglich zu fühlen und sie hatte, wie ihre Gäste sagten, stets einen schmerzlichen Blick, als ob sie ein geheimer Kummer drückte.

George Deverill bemerkte diesen Blick in dem schönen Gesicht und war ärgerlich darüber, daß seine Frau nicht mehr Stolz und Vergnügen in ihrer Stellung als Gebieterin seines Hauses an den Tag legte. Er war nicht der Mann, der seinen Verdruß

zu verbergen vermochte und er sprach sich eines Abends in Gegenwart seines Secretärs mit Bitterkeit über diesen Gegenstand aus. Es war Tanz und Banquet gewesen, aber die Gäste hatten sich sämmtlich entfernt und Mylord schritt allein im großen Gesellschaftssalon auf und ab, während Mr. Mildway am Kamin stand und darauf wartete, ob an diesem Abend noch Briefe zu schreiben oder Geschäfte zu besorgen seien. Dieser junge unermüdliche Secretär war stets zur Arbeit bereit und sah immer aus, als ob er keine Ruhe bedürfte. Mylord hatte sich sehr ungehalten über die Schweigsamkeit und Schüchternheit seiner Frau geäußert.

„Ich war Anfangs nicht darüber verwundert,“ fuhr er in demselben ärgerlichen Tone fort, „daß sie sich in solcher vornehmen Gesellschaft nicht behaglich fühlte; aber es ist endlich an der Zeit, daß sie sich der Stellung, zu der ich sie erhoben, endlich würdig zeigt. Es soll nicht gesagt werden, daß meine Frau unglücklich ist, oder eine geheime Reue darüber hegt, daß sie mich zum Gatten genommen.“

„Das ist gewiß unmöglich, Mylord,“ sagte der

Secretär in seiner glatten unterthänigen Weise und seinem leisen gemessenen Tone, „Lady Deverill kann nicht umhin, stolz auf ihre Stellung und dankbar für die Ehre zu sein, die Mylord ihr erzeigt hat.“

„Dankbar!“ rief Deverill wüthend, „glaubst Du, daß ich von meiner Frau bloß Dankbarkeit erwarte? Glaubst Du, daß ich nicht mehr von der Frau verlange, die —“ ein leidenschaftlicher Ausdruck von Liebe war auf seinen Lippen, aber er hielt plötzlich inne und endete kalt: — „der Frau, die ich geheirathet habe.“

Algernon Mildway war, wie die meisten ruhigen Menschen, ein scharfer Beobachter. Er las in dem Herzen seines Beschützers, als ob es ein offenes Buch wäre, und sah, daß es kein schwieriges Werk sein würde, einen Sturm in dieser stolzen Brust zu erregen, wenn die rechte Zeit erschien. Die Zeit war aber noch nicht für Mr. Wildway gekommen.

„Nein, Mylord,“ sagte er, „wer kann zweifeln, daß Euch Lady Deverill mit all dem Feuer eines jugendlichen Herzens liebt? Ihr werdet vielleicht sagen, daß Ihr viele Jahre älter seid als sie; aber

Ihr besitzt Eigenschaften des Geistes und der Person, welche die Ungleichheit der Jahre vollständig aufwiegen."

So vorsichtig er gesprochen, hatte er doch zu viel gesagt. Zornig fuhr ihn sein Gönner an:

„Nein, Mr. Wildway, ich habe keine Darlegung meiner Ansprüche auf die Liebe meiner Frau von Dir verlangt. Ich war bloß ärgerlich über sie wegen ihres gedankenlosen Aussehens diesen Abend, da es zu einer so fröhlichen Gesellschaft übel paßte."

„Lady Deverill mag vielleicht gedankenvolle Erinnerungen aus ihren Mädchenjahren haben," sagte der Secretär, durch den Tadel seines Verwandten keineswegs eingeschüchtert. „Es gibt traurige Erinnerungen, die sich selbst während der Freude und der Musik eines Festes aufdrängen."

„Sprich nicht weiter davon, Algernon," sagte Mylord. „Ich habe unrecht gehandelt, daß ich in Deiner Gegenwart unfreundlich von meiner Frau sprach. Armes Kind, sie hat nichts gethan um mein Schelten zu verdienen. Sie ist in allen Dingen unterthänig und gehorsam."

Unterthänig und gehorsam! Ja, aber liebte sie ihn auch? Dies war die unbeantwortete Frage, welche stets in der Tiefe von Lord Deverills Seele lauerte, wie ein Ungeheuer, welches unter den dunkeln Gewässern des Meeres einherschwimmt, formlos, unbekannt und schrecklich.

„Alter Geck," murmelte Algernon Wildway, als er für diesen Abend das Haus verließ. „Wie lange wird diese Bethörung noch dauern?"

III. Kapitel.

Es war nicht lange nach dieser Unterhaltung, als Lord Deverill veranlaßt wurde, in einer geheimen Mission nach Paris zu gehen — einer Mission, die ein Privatgeschäft des Königs betraf — „die Zahlung von Geld, das Se. Majestät während seiner Verbannung geborgt hatte,“ sagte das Gerücht bei Hof; aber der Gesandte selbst bewahrte ein undurchdringliches Schweigen, selbst seiner Frau gegenüber, die in Wahrheit wenig Neugierde über die Sache fühlte, dagegen aber bei dem Gedanken an die Abreise ihres Gemahls niedergeschlagen schien.

„Ich werde mich ohne Dich, George, einsam und verlassen fühlen,“ sagte sie mit ihrer sanften Stimme, sich zärtlich an ihn anschmiegend, als er im Begriff war, das Haus zu verlassen.

Er blickte sie forschend an, wie immer daran zweifelnd, ob diese Zärtlichkeit auch aufrichtig sei. Die Natur hatte ihn mit einem mißtrauischen Gemüth begabt, das sich nicht leicht beruhigen ließ. Der sanfte Blick dieser blauen Augen drang ihm geradezu ins Herz; „aber,“ sagte er zu sich, „für eine Frau ist es etwas Leichtes, wegen eines Titels, wegen eines großen Vermögens, wegen der Aussicht, noch in der Blüthe der Jahre eine reiche Wittwe zu werden, dergleichen zu heucheln.“

Er blickte sie an, das Herz voll Liebe, aber doch nicht im Stande, diesen Zweifel zu bannen, der ein Theil seiner Natur war.

„Mein Kind,“ sagte er sanft, „Du wirst alles das haben, was Du liebst — Deine Bücher, Deine Harfe und Deine Stickerei.“

„Aber ich werde Dich nicht haben,“ sagte sie, das

schöne junge Haupt mit seiner Fülle goldenen Haares an seine Brust legend.

Er seufzte, küßte sie auf die Stirne und entfernte sie sanft. Während er dies that, öffnete sich die Thüre und Algernon Mildway erschien auf der Schwelle.

„Die Bootsleute warten unten Mylord," sagte er, „und das Schiff geht in einer Stunde nach Frankreich unter Segel. Natürlich wird es auf Ew. Lordschaft warten, obgleich man die Fluth zu benutzen wünscht."

„Ich bin bereit," antwortete Lord Deverill.

Aber seine Frau zog ihn in eine Fensternische.

„Wird Dein Secretär während Deiner Abwesenheit hier sein, George?" fragte sie mit leiser Stimme.

„Natürlich, Alice, er wird den freien Zutritt ins Haus haben. Er hat Geschäfte, die seinen öftern Aufenthalt in meinem Zimmer nothwendig machen."

„Das thut mir leid."

„Warum, Kind? Er wird Dich nicht stören."

„Ich weiß das und weiß, daß es ein müssiger, vielleicht ein ungerechter Einfall ist, der mir seine Gegenwart, ja selbst den Gedanken, daß er sich mit

mir in demselben Hause befindet, unangenehm macht. Vergib mir, George. Und er ist noch dazu Dein Verwandter und ich bin verpflichtet, ihn zu lieben; aber ich kann Dir nicht sagen, was ich für eine seltsame Furcht vor ihm hege, als ob ich es in seinem Gesicht geschrieben sähe, daß er bestimmt sei, irgend etwas Schlimmes gegen mich ins Werk zu setzen. Ich habe es von dem ersten Augenblick an, wo ich ihn sah, gefühlt, obschon ich bis jetzt nicht gewagt habe, mit Dir davon zu sprechen; aber jetzt, wo Du Dich entfernst und ich ganz allein bin, sinkt mir das Herz bei dem Gedanken, daß er in meiner Nähe sein wird."

„Nein, Alice, dies ist eine höchst kindische Art von Thorheit. Es betrübt mich, daß meine Frau ein so albernes Vorurtheil hegen kann. Der junge Mann ist von meinem eigenen Blut, ein braver Gentleman und mir treu ergeben, wenn dies in Deinen Augen ein Verdienst ist."

„Wenn Du ihn liebst und ihm vertrauen kannst, so bin ich zufrieden," antwortete Lady Deverill mit einem unterdrückten Seufzer. „Ja ich zweifle nicht daran, daß mein Vorurtheil thöricht ist; aber Frauen

und Kinder haben öfters solche Gedanken und sie haben zuweilen Recht."

„Lebe wohl, Alice. Ich habe keine Zeit, solchen Unsinn anzuhören."

Und so schieden sie, die junge Frau traurig im Herzen, der Gatte durch diese Unterredung verwirrt und gereizt.

Hatte er irgend einen Grund, Mildway's Treue zu bezweifeln, fragte er sich, als ihn die Ruderer rasch den Strom hinabführten. Nein, er hatte den jungen Mann von Kindheit an gekannt und ihn stets treu und anhänglich befunden. Das Interesse mochte allerdings bei seiner Treue im Spiele sein; aber welche Handlung und welches Gefühl im Leben würde nicht mehr oder weniger von Interesse geleitet? Lord Deverill glaubte nicht an Anhänglichkeit ohne ein besonderes Motiv; oder an Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, unvermischt mit der Hoffnung auf künftige Gunstbezeugungen.

„Mildway weiß, daß es in meiner Macht liegt, seine künftigen Aussichten zu fördern. Es ist deshalb nicht wahrscheinlich, daß er untreu gegen mich oder

unhöflich gegen meine Frau handeln wird. Und jedenfalls ist er ein nützlicher Wachthund, der darauf sehen wird, daß keine Laffen vom Hof um Alice herumflattern."

Lord Deverill war nahezu einen Monat abwesend. Der Auftrag, den er auszuführen hatte, war heikler Art und nahm lange Verhandlungen in Anspruch. George Deverill wurde demnach nur durch Geschäfte und nicht durch die Reize der französischen Hauptstadt so lange von seiner Frau ferngehalten. Er schrieb ihr zweimal während seiner Abwesenheit; sie selbst aber schrieb ihm öfters lange Briefe, welche die unbegrenzte Liebe für ihren Gatten athmeten.

Endlich an einem schwülen Juliabend bei einbrechender Dämmerung führten die Ruderer den zurückgekehrten Reisenden stromaufwärts. Er hatte keine Nachricht von seiner bevorstehenden Ankunft gegeben, da er vorzog, seine Frau zu überraschen, vielleicht angenehm — ohne Zweifel angenehm, wenn diese Liebesbriefe seiner Frau Wahrheit enthielten.

Eine eigenthümlich fast fieberhafte Ungeduld hatte ihn ergriffen, zu ihr zurückzukehren und je mehr er

sich dem Ende seiner Reise näherte, desto mehr steigerte sich dieselbe.

Der Abend war drückend heiß. Ein weißer Dunst schwebte über dem Fluß, kein Lüftchen wehte und ein blaßgelbes Licht lag statt des rosigen Sonnenuntergangs auf dem Wasser. Der leichte Nachen schoß endlich an das Land und einer der Männer befestigte ihn an der Kette aus dem Löwenrachen an der steinernen Treppe. Es lag aber noch ein anderes Boot dort, in welchem ein schlafender Mann saß. Mylord starrte ihn verwundert an, wollte ihn aber nicht aufwecken und befragen, da er im Hause Alles, was er wünschte, erfahren konnte.

Es war ein Licht in Myladys Lieblingsgemach, eine einzige Lampe, die in dem Zwielicht einen blaßgelben Schimmer verbreitete, und aus dem offenen Fenster flossen die Töne von Musik. George Deverill stieg mit leichtem Schritt schnell die Treppe hinan, aber auf dem halben Wege blieb er stehen und sein Gesicht wurde finster wie die Nacht. Vermischt mit dem Tone der Harfe drangen zwei Stimmen zu seinem

Ohre: die eine war der Sopran seiner Frau, die andere ein Tenor, ihm unbekannt.

„So, meine Frau hat Gesellschaft," sagte er ergrimmt zu sich, „und legt ihren Kummer in der Abwesenheit ihres Gatten durch Singen von Liebesliedern mit einem fremden Cavalier an den Tag!"

Er horchte einen Augenblick und schlich dann leise hinauf, bis er an der kleinen Tapetenthüre stand, die in Folge des Alters verschiedene Risse hatte, groß genug, um Alles, was in dem Gemache vorging, sehen zu können.

Die Musik hatte aufgehört. Es war nicht, wie George Deverill erwartet hatte, eine kleine Gesellschaft in dem Zimmer versammelt. Nur seine Frau war da, ihm gegenüber sitzend, mit ihren weißen Armen die Harfe umfassend — und ein junger Mann im Priestergewand, ein junger Mann mit vollendet schönem Gesicht und lockigen, nußbraunen Haaren, an ihrer Seite stehend und gedankenvoll auf sie niederblickend.

Die Gruppe war einfach genug; aber der Anblick derselben, so einfach sie war, versetzte George

Deverills Herz in eine mörderische Wuth. Sie hätten, dachte er, das Schlagen desselben hören müssen, wenn sie nicht zu sehr in dem strafbaren Vergnügen ihrer gegenseitigen Gesellschaft vertieft gewesen wären.

Lord Deverill hegte keinen Zweifel über die Schuld seiner Frau. Vielleicht hatte er immer etwas Schreckliches dieser Art erwartet. Lag in dieser geheimen Zusammenkunft — denn daß es eine geheime war, stand ihm außer Zweifel — nicht Beweis genug für seine Schmach? Das Gewand des Priesters hielt er natürlich für eine Verkleidung. Für ihn war Alice's Schuld so klar wie die Mittagssonne, so greifbar wie der Boden, auf den er trat.

Still wie der Tod stand er an der Thüre und blickte unverwandt in das erleuchtete Gemach.

„Und Du mußt wirklich nach Holland zurückkehren, Eduard?" fragte Alice ängstlich.

„Ja, Theuerste. Ich kann nicht anders," antwortete der junge Mann mit einem Seufzer. „Ich habe dort eine Heimath und eine Stellung; hier bin ich nichts, weniger als ni.,ts — eine fortwährende Schande und ein Vorwurf für Diejenigen, die Du kennst.

Es ist hart, von dem einen zärtlichen Wesen zu scheiden, das mich liebt; aber es würde noch härter sein, zu bleiben, Dich zu belästigen und, ausgestoßen und namenlos, wie ich bin, Dir nichts zu sein."

Alice Deverill seufzte und blieb einen Augenblick still.

„Wann mußt Du abreisen, Eduard?" fragte sie darauf.

„Morgen Nachts. Nach Mitternacht segelt ein Schiff nach Rotterdam ab, mit dem ich reisen werde."

„Werde ich Dich also nicht mehr sehen?"

„Ja, Theuerste. Wenn es sicher ist, werde ich morgen zur gewöhnlichen Stunde zu Dir kommen."

„Zum letzten Mal! Und wir werden also nicht mehr die alten Duette mit einander singen, die mein Vater so sehr liebte, in den glücklichen Tagen zu Treherne Court! Der Wunsch, eines unserer alten Lieblingslieder mit Dir zu singen, war ein thörigter Einfall von mir, nicht wahr, Eduard?"

„Ja, ein unkluger Einfall, ich gebe es zu," antwortete der junge Mann lächelnd. „Deine Diener

würden sich sehr wundern, wenn sie Dich Duette mit Deinem Beichtvater singen hörten."

Ihrem Beichtvater! Ja, das Priestergwand war eine Verkleidung. Es war keine Spur von einer Tonsur auf dem schönen jungen Haupt. Dieser Mann war ein früherer Geliebter von Alice Treherne, einer, dem sie ihr Herz geschenkt, der aber zu arm war, sie zur Frau zu nehmen.

„Sie brauchte einen reichen Narren," sagte George Deverill zu sich, „und sie hat ihn gefunden. Einmal mit einem reichen Gatten versehen, war es ihr ein Leichtes, ihren begünstigten Liebhaber beizubehalten. O Gott, zu denken, daß dieses schöne glatte Gesicht, das ich angebetet, nur die Maske eines falschen Herzens ist!"

„Die Wohnung der Dienerschaft ist zu weit entfernt, als daß man uns hören könnte," sagte Alice. „Und Du wirst morgen zur gewohnten Stunde kommen Eduard?"

„Ja, Theuerste. Dein Gatte wird wahrscheinlich bis dahin nicht zurück sein?"

„Ich glaube nicht. Es ist wenigstens keine

Meldung von seiner Ankunft eingelaufen und, selbst wenn er Dich sehen sollte, so würde Dein heiliges Gewand jede Neugier verhindern."

„Ich denke es auch. Gute Nacht, meine Liebe."

Er nahm sie in den Arm und küßte sie mit der ruhigen Miene eines Mannes, dem eine solche Liebkosung etwas Gewöhnliches ist und Alice nahm seinen Kuß mit derselben Miene hin. Zwischen Liebenden von langer Bekanntschaft war dies ganz natürlich. Deverill griff an sein Schwert. Sollte er hervorspringen und ihn niederstoßen? Nein er mußte eine nachdrücklichere Rache haben, als diese. Und was war er, dieser namenlose Abenteurer? Schmutz, den er mit dem Fuße wegstieß. Es war sie — sie, die Verrätherin, mit der er zuerst seine Rechnung auszugleichen hatte.

„Morgen wird es Zeit genug sein," sagte er zu sich.

Alice öffnete eine kleine Schatulle von venetianischer Arbeit und nahm einen Haufen Gold heraus, das sie ihrem Geliebten aufnöthigte.

„Nein, Eduard, ich weiß, daß Du Geld

bedürfen mußt," sagte sie, als er es abzulehnen suchte, „und Du brauchst kein Bedenken zu tragen, es anzunehmen. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie reich ich bin. Mein Gatte überhäuft mich mit Geschenken. Und nun gute Nacht, denn ich sehe, daß Du Eile hast."

Er küßte sie wieder und beide kamen gegen die Tapetenthüre. Lord Deverill stieg die enge Wendeltreppe, die von hier in den obern Stock führte, einige Stufen höher hinan. Es war hier vollkommen finster und nicht zu besorgen, daß er gesehen würde, selbst wenn Alice herauskam, um ihrem geheimen Besucher die Treppe hinunter zu leuchten, wie sie es wirklich that. Sie stand mit der Lampe in der Hand oben an der Stiege, bis sich die Thüre unten schloß. Wie reizend sie aussah, als sie so dastand mit dem sanften Licht der Lampe auf ihrem Gesicht! Lord Deverill wurde von ihrer Schönheit überrascht; sie kam ihm in der Zwischenzeit, seit er sie nicht mehr gesehen, reizender als jemals vor. Es lag fast etwas Ueberirdisches in diesem schönen strahlenden Gesicht, dessen höchster Reiz in seinem Ausdruck vollkommener Un-

schuld bestand. Und dennoch war sie falsch, über alle Maßen falsch!

Er stand in dem tiefen Schatten der engen Treppe, bis Alice in ihr Gemach zurückgekehrt war, dann schlich er leise zu einer Thüre, die sich in einen Gang öffnete, der mit den Hauptgemächern und der großen Treppe in Verbindung stand. Das ganze Haus war in halbe Dunkelheit gehüllt, indem nur da und dort eine einsame Lampe ein schwaches Licht verbreitete. Aber es war Licht genug für Lord Deverill, der eine schmale Seitentreppe hinabstieg und sich in sein Lieblingsgemach begab — eine geräumige Bibliothek im Erdgeschoß, ein dunkles und düsteres Zimmer, mit dem ein kleineres Gemach in Verbindung stand, wo der Secretär zu arbeiten pflegte.

Die Bibliothek war finster, aber in dem innern Zimmer brannte ein Licht und hier fand Mylord Algernon Mildway mit einem alten Folianten vor sich auf dem Tisch im Lesen vertieft. Beim Tone der Fußtritte seines Gönners blickte er überrascht empor und war noch weit mehr erstaunt über die gespenstische Blässe des dunkeln Gesichts, in dem sonst eine tiefe

Röthe lag, gleich dem Glühen eines stürmischen Sonnenuntergangs.

„Dies ist in der That eine angenehme Ueberraschung, Mylord," sagte Mildway in seinem höflichsten Tone. „Ich hatte nicht einmal das Geräusch Eurer Ankunft in der Halle draußen gehört und Ihr habt mich wie ein Geist überrascht."

„Es ist kein Geräusch in der Halle gewesen. Ich habe mich mit meinem eigenen Schlüssel eingelassen."

„Welch' eine freudige Ueberraschung für Mylady Deverill!"

„Ja, ich zweifle nicht, daß es eine Ueberraschung für sie sein wird, wenn wir uns treffen," sagte Mylord mit einem teuflischen Lächeln.

„Ihr habt sie also noch nicht gesehen?"

„Wir haben uns noch nicht getroffen. Ich will die Ueberraschung noch ein wenig länger aufschieben. Ich bin, wie Du siehst, Mildway, zu einem Scherz aufgelegt. Komm, Sir," fuhr er fort, sich in einen geräumigen Armstuhl werfend, „erzähle mir, wie sich meine Frau während meiner Abwesenheit die Zeit

vertrieben hat. Hat sie viele Besuche gemacht, um ihre Diamanten und die neueste Mode in einer Brokatrobe zur Schau zu stellen."

„Nein, Mylord, Lady Deverill hat wenig Geschmack für dergleichen Vergnügen. Sie hat in der That eine auffallende Liebe für die Einsamkeit, was an einer so jungen Dame eine Seltenheit ist. Und sie besitzt eine glühende Frömmigkeit, die vielleicht in den Augen eines Mannes von Welt etwas übertrieben sein mag, nichts desto weniger aber eine reizende Eigenschaft an einer Frau ist. Sie hat, wie ich glaube, einen großen Theil ihrer Zeit während Eurer Abwesenheit mit religiösen Uebungen zugebracht und in den letzten vierzehn Tagen jeden Abend den Besuch ihres Beichtvaters empfangen."

„Ihres Beichtvaters! Was, des alten französischen Priesters von der Capelle der Königin-Wittwe?"

„Nein, Mylord. Dies ist ein junger Mann, ebenfalls ein Franzose, wie ich daraus schließe, daß er mich bei den wenigen Gelegenheiten, wo ich ihm auf der Treppe begegnete, in dieser Sprache angeredet hat."

„So! Und er war also jeden Abend bei Mylady? Ich hätte nicht geglaubt, daß sie so viele Sünden zu beichten hat. Ist der Priester längere Zeit bei Mylady geblieben?“

„Ueber die Dauer seiner Besuche vermag ich nichts zu sagen, Mylord. Er hat die Wassertreppe benutzt. Ich habe zuweilen sein Boot dort gesehen, wenn ich selbst das Haus auf diesem Wege verließ.“

„Zu welcher Stunde geschah das?“

„Ich habe mich selten vor zehn Uhr entfernt.“

„Eine späte Stunde zum Beichten! Vielleicht befindet sich der heilige Vater gerade jetzt bei ihr. Ich will mich nicht der Gefahr aussetzen, ihre frommen Uebungen zu unterbrechen.“

„Aber, Mylord, Eure Ankunft kann kaum ungelegen erscheinen, mag sie eintreten, wann sie will. Lady Deverill muß über Eure Rückkehr erfreut sein.“

„Wahrscheinlich; aber ich wünsche sie nicht zu stören. Ueberdies würde es eine Ankunft und ein Abschied in derselben Stunde sein. Ich bin nur ein Zugvogel in England. Ich schlafe heute in der City und segle bei Tagesanbruch nach Antwerpen ab. Ich

habe wichtige Geschäfte in den Niederlanden zu besorgen.“

„Privatgeschäfte Sr. Majestät, Mylord?“

„Des Königs — ja.“

„Ihr wart also diesen Abend schon in Whitehall, Mylord?“

„Ich habe meine Befehle erhalten, Sir,“ erwiederte Lord Deverill in strengem Tone. „Diese Mission ist eine Sache, die nur Se. Majestät und mich angeht. Ich gestatte Niemand, meine Privatangelegenheiten auszuspioniren.“

Der Secretär murmelte eine demüthige Entschuldigung.

„Laßt mich Euch in Eure Wohnung in der City begleiten,“ bat er; „ich kann Euch vielleicht von Nutzen sein.“

„Nein, Du kannst nichts für mich thun, als meine Anwesenheit hier geheim halten. Merke Dir's, kein Wort zu Lady Deverill. Ich schlafe im „Grünen Drachen“. Gute Nacht.“

„Laßt mich Euch an die Thüre leuchten.“

„Nein, bleibe sitzen. Ich will keinen Lärm haben.“

Der Secretär wartete athemlos lauschend, bis er die Thüre der Halle vorsichtig schließen hörte. Dann schlich er durch die dunkle Bibliothek hinaus in die Halle, wo es fast finster war, und stellte sich hinter eine Säule, aufmerksam horchend. Ja, oben im Gange hörte er den Tritt eines Mannes, der zwar leise auftrat, aber in der Stille der Nacht deutlich vernehmbar war.

Algernon Mildway schlich mit leisen schnellen Schritten die Treppe hinauf. Er kam gerade recht, um am Ende eines schwach erleuchteten Ganges eine Gestalt verschwinden zu sehen — eine große kräftige Gestalt, die ihm sehr bekannt war — die Gestalt von George Baron Deverill.

Mit großer Vorsicht folgte er derselben weiter, darauf gefaßt, sich in eine Thüröffnung zu drücken, wenn sich sein Gönner umwenden sollte und sah Lord Deverill in den dritten Stock des geräumigen Hauses hinaufsteigen. Hier befand sich eine Reihe Schlafzimmer, die selten benutzt wurden und über diesen die Kammern der Dienerschaft.

Algernon Mildway hörte seinen Verwandten die

Thüre eines der leeren Gemächer öffnen und wieder hinter sich schließen. Dann war Alles still und nachdem der Secretär auf dem dunkeln Vorplatz eine Zeit lang gehorcht hatte, ging er leise die Treppe hinunter.

„So, das also meinte Se. Lordschaft mit dem Schlafen im „Grünen Drachen." Ich glaube, es ist ein Sturm im Anzug, ein Sturm, der diese schöne Puppe von der Zinne herabstürzen wird, auf die sie mein geckenhafter Cousin gestellt hat. Ich möchte wissen, ob sie ihm wirklich untreu ist. Wer weiß es? Für mich genügt es, daß er sie dafür hält. Dieser hübsche junge Priester könnte allerdings ein Dutzend ältere Ehemänner eifersüchtig machen. Ein Mann mit fünfzig Jahren braucht nicht mehr zu heirathen. Es ist ein absichtliches Unrecht gegen seinen nächsten Verwandten. — Und er gedenkt da oben heimlich die Nacht zuzubringen. Wie steht es da mit der Reise nach Antwerpen bei Tagesanbruch? Hat er wirklich den König diesen Abend gesehen und ist er wirklich mit einer Mission in den Niederlanden beauftragt? Nein, ich wollte meine Aussichten auf die Deverillsche

Erbschaft zum Pfand setzen, daß dies Lügen sind. Ich möchte nur wissen, ob er diese Beiden, Mylady und den Priester gesehen hat. Es lag etwas in seinem Gesicht, das Schlimmes verrieth, als er hereinkam — ein mörderischer Blick."

Mit solchen Gedanken kehrte Mr. Mildway nach seinem kleinen Studirzimmer zurück, wo er bis spät in der Nacht nachsann und horchte. Erst als der erste Lichtstrahl im Osten erschien, verließ er das Haus und ging durch die stillen Straßen nach seiner Wohnung zurück.

IV. Kapitel.

Es war zwischen neun und zehn Uhr am Abend nach Lord Deverills Rückkehr, und ein stürmischer Abend war es, als eine hochgewachsene Gestalt mit einem maskirten Gesicht ihren Stand auf der engen Treppe hinter Myladys Lieblingszimmer nahm. Von Innen ließ sich der Ton von Stimmen vernehmen. Es waren jugendliche Stimmen, die der Horcher nur zu wohl kannte; aber an diesem Abend konnte er ihre Worte nicht verstehen, denn Alice Deverill und ihr Gesellschafter standen am offenen Fenster, das heraufziehende Gewitter beobachtend und Wind und Regen übertäubten ihre Stimmen.

Es war ein leichtes Ruderboot unten an dem

Löwenkopf befestigt, aber kein Ruderer befand sich darin. Der angebliche Priester verstand sich selbst auf's Rudern und war über den Strom gefahren, ehe das Gewitter begonnen hatte. Er beobachtete nun den Himmel, mehr in Bewunderung, als Besorgniß.

Der maskirte Horcher, der durch die Ritze der Thüre in das von der Lampe beleuchtete Gemach blickte, glaubte, daß Alice ihren Besucher anflehe, sie, während der Sturm wüthete, nicht zu verlassen. Er lächelte über ihre Besorgniß, ja lachte sogar, als ob er sie beruhigen wollte; dann beugte er sich nieder, um die weiße Stirne zu küssen, ergriff seinen Hut und wandte sich nach der Thüre.

„Nein, meine Liebe, es ist nichts zu befürchten," sagte er mit lauterer Stimme, die Hand auf dem Thürschlosse, „ich bin an jedes Wetter gewöhnt. Ich werde in fünf Minuten auf dem andern Ufer und in zehn in meiner Wohnung sein. Gute Nacht und Gott schütze Dich. Es wird wahrscheinlich eine lange Zeit vergehen, ehe wir uns wiedersehen."

„Ja," murmelte die Gestalt, die im Schatten der

Mauer lauerte, „Du sprichst die Wahrheit, Verräther, es wird eine lange Zeit vergehen.“

Alice Deverill brachte die Lampe an die offene Thüre; aber die untere Thüre, die nach dem Wasser führte, stand offen und auf der Treppe blies ein Wind, der zwanzig Lampen ausgelöscht hätte. In einem Augenblick befanden sie sich in Finsterniß.

„Geh' zurück und zünde Deine Lampe an, Kind,“ sagte der junge Mann, indem er sie sanft ins Zimmer schob und die Thüre hinter sich schloß.

Er eilte leichten Fußes die Treppe hinunter, gefolgt von dem maskirten Beobachter. Unter der Thüre über dem Fluß ergriff ihn eine kräftige Hand beim Nacken und drehte ihn plötzlich um. Es war zu finster, als daß er seinen Angreifer hätte sehen können. Er versuchte das Schwert zu ziehen; umsonst, dieser unbekannte Feind schien die Stärke eines Riesen zu haben. Er stieß einen einzigen Hilferuf aus und im nächsten Augenblicke wurde er mit dem Todesstoß im Herzen in das leere Boot geschleudert.

Der Mörder schnitt mit seinem Dolche das Tau entzwei und stieß das Boot in den Fluß hinaus. In

einer solchen Nacht war es kaum wahrscheinlich, daß Jemand den halberstickten Hilferuf gehört hatte. Der Griff des Mörders war bereits an der Kehle des Opfers als er ausgestoßen wurde.

Er ging langsam die Treppe hinauf, im Gehen seinen Dolch an dem Sammetärmel seines Wammses abwischend. Er öffnete die Thür des kleinen Zimmers und trat hinein, eine schreckliche Gestalt mit dem verhüllten Gesicht und dem Dolch in der Rechten.

Alice Deverill lag, als er eintrat vor einem kleinen Altar auf den Knieen. Sie erhob sich bei dem Tone, den das Oeffnen der Thüre verursachte und wendete sich nach dieser um. Beim Anblick dieser grausigen Gestalt stieß sie einen schrecklichen Schrei aus und taumelte gegen die Wand zurück.

Der Eindringling äußerte kein Wort, sondern schritt über das Zimmer und legte seine schwere Hand — die linke Hand — auf des Mädchens entblößte Schulter.

„Was, Heuchlerin,“ sagte er, „Du betest? Das ist wirklich eine Gotteslästerung! Du hast wahrscheinlich für die Sicherheit Deines Geliebten gebetet.

Verlorene Mühe, Dirne. Er hat bereits seine letzte lange Reise angetreten. Möchtest Du ihm folgen?"

„Lord Deverill," rief das Mädchen, die Stimme ihres Gatten erkennend, „welche Tollheit ist das? Mein Geliebter! Ich habe keinen Geliebten."

„War es nicht der Scheinpriester, der Dich vor zwei Minuten verließ? An Lügen fehlt es Dir nicht. Doch ich bin nicht gekommen, um zu schwatzen. Deine letzte Lüge ist gesprochen."

Er schlang seinen kräftigen Arm um die schlanke Gestalt, zog sie zur letzten Umarmung an die Brust und stieß ihr den Dolch mit derselben Sicherheit ins Herz, wie er es einige Minuten vorher ihrem letzten Besucher gethan.

„Sie hätte mich dahin gebracht, ihre Lügen zu glauben, wenn ich sie hätte sprechen lassen," murmelte er, „ich bin schwächer als Wasser, da wo sie im Spiele ist."

Er hielt sie noch immer im Arme. Er küßte das blasse Gesicht — nicht einmal, sondern öfters. Lange Zeit hielt er so die leblose Gestalt, auf das schöne Gesicht mit unaussprechlichem Schmerz niederblickend;

aber auch mit einem Anflug von Stolz darüber, daß er sich gerächt hatte. Endlich ermannte er sich, legte sein todtes Weib sanft auf ein Ruhebett und begann dann sein Werk zu vollenden.

Er erbrach Schränke und Kästen und füllte sich die Taschen mit dem Inhalt derselben. Er wollte der That den Anschein eines nächtlichen Raubes geben. Er streute Briefe und andere Papiere auf den Boden und plünderte Schubläden und Juwelenkästchen, bis seine Taschen voll waren. Unter den Briefen hatte einer seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, weil die Adresse die Handschrift seines verstorbenen Freundes Sir Talbot, trug und die Aufschrift eine ziemlich auffallende war, indem sie lautete:

„An meine Tochter Alice.

Nach meinem Tod zu öffnen. Talbot Treherne."

Lord Deverill hatte keine Zeit, den Brief zu lesen. Er schob ihn in die Brust und schlich leise aus dem Zimmer, wohin die Dienerschaft jeden Augenblick kommen konnte, um die letzten Befehle ihrer Gebieterin einzuholen, bevor sie sich zur Ruhe begab.

Auf dem Gang und auf der Treppe war Alles still.

Ehe er hinunterging, schaute Lord Deverill vorsichtig über das Geländer. Es war Niemand in der Halle. Er stieg leise hinab, öffnete ebenso leise die Hausthüre und ließ sich hinaus in Regen und Finsterniß, unbekümmert um den Sturm.

Er ging zu Fuß in die City und begab sich in das Wirthshaus, das er gegen seinen Secretär erwähnt hatte. Er brachte die Nacht im „Grünen Drachen" zu, eine schreckliche schlaflose Nacht, in welcher das todte Gesicht seiner Frau stets vor seinen Augen stand.

Bereute er, was er gethan hatte? Nein, er bereute es nicht. Er liebte seine Frau noch ebenso heftig wie immer und bedauerte sie mit leidenschaftlichem Schmerz, aber er fühlte keine Reue. Wäre die That noch einmal zu vollbringen gewesen, so würde er sie ohne Bedenken vollbracht haben, indem er das Blut der beiden Schuldigen als die einzige mögliche Sühne für die erlittene Unbild betrachtete.

Bei Tagesanbruch war er an Bord eines nach Antwerpen bestimmten Schiffes. Es war ein schöner Sommermorgen, unaussprechlich heiter und lieblich

nach dem Gewitter. Was für eine ungetrübte Ruhe außen, was für ein wilder Sturm in George Diverills Innern, als er auf dem Verdeck stand und die Dächer und Thürme der großen Stadt in der wolkenlosen Bläue dieses Sonnenhimmels verschwinden sah!

Erst als das Schiff die Hügel von Kent passirt hatte und sich auf hoher See befand, erinnerte sich Mylord des Briefes in seiner Brusttasche und nahm ihn heraus, um ihn zu lesen. Was konnte der Inhalt für ihn zu bedeuten haben? Er vermochte seine todte Frau nicht zu einem ehrbaren Weibe zu machen oder ihm eine der verlorenen Hoffnungen zurückzugeben, die sein Leben eine kurze Zeit erheitert hatten.

Der Brief lautete folgender Maßen:

„Das Geheimniß, das ich Dir anzuvertrauen im Begriff bin, habe ich seit fünfundzwanzig Jahren auf das Sorgfältigste bewahrt und ich mache es Dir, bei Deinem Seelenheile zur Pflicht, es bis zu Deinem Tode ebenso gewissenhaft zu bewahren, selbst Deinem Gatten gegenüber, wenn Du heirathen solltest."

„Dieser Eduard Harmer, den Du Vetter genannt und mit einer schwesterlichen Zuneigung geliebt hast,

ist kein entfernter Verwandter, nicht der verwaiste Sohn eines armen Vetters, wie ich Dich glauben zu machen suchte. Er steht Dir vielmehr weit näher, Alice — er ist Dein Halbbruder, mein Sohn, geboren von einer Dame sehr hohen Ranges, daß die Enthüllung dieses Geheimnisses mehr als einer Person die größten Unannehmlichkeiten bereiten, vielleicht den Tod bringen würde. Die Mutter meines Sohnes ist noch am Leben und nimmt eine hohe Stellung am Hofe ein, indem sie seit Jahren eine ihrem Range entsprechende Heirath eingegangen hat. Eduard weiß dies und willigt ein, lieber eine dunkle Existenz in einem fremden Lande zu führen, als daß er seine Mutter irgendwie in Gefahr bringen will. Von meiner Sünde brauche ich Dir nicht zu sprechen. Es ist eine Sünde, die seit vielen Jahren für mich eine Quelle der Bitterkeit gewesen war, deren Bürde aber am schwersten auf dem Unschuldigen lastet."

„Du, Alice, wirst nach meinem Tode das einzige Wesen sein, gegen das mein Sohn auf das liebevolle Band der Verwandten einen Anspruch erheben darf. Sei freundlich gegen ihn, meine geliebte Tochter, und

sollte das Schicksal Dich zu einer Stellung von Reichthum und Macht erheben, so thue für ihn, was Du vermagst. Du weißt, daß er ein braves, edles Herz besitzt und daß er Dich von Jugend auf zärtlich geliebt hat. Sei freundlich gegen ihn um meinetwillen und denke, daß in dem unbekannten Lande, in das ich gehe, der Geist Deines Vaters auf Dich herabsieht und Dich segnet."

„Lebe wohl, theures Kind; ich habe nur diese eine Bitte an diejenige zu stellen, die stets eine gehorsame und liebende Tochter war und die der Himmel sicherlich dafür belohnen wird."

Dies war Alles. George Deverill saß mit dem Briefe in der Hand wie ein Mann da, der durch einen seltsamen Traum bezaubert ist. Denn, nachdem er lange Zeit unbeweglich in dieser Stellung verharrt war, erhob er sich und schritt langsam auf dem Verdecke hin und her, der nutzlosen Morde, die er begangen gedenkend.

Seine Frau war unschuldig; das Weib, das er geliebt, war rein und fleckenlos. Es lag ein Entzücken in diesem Gedanken, das selbst durch die

Erinnerung an sein Verbrechen nicht vermindert werden konnte. Sie war todt, für immer für ihn verloren, aber sie war nicht „als Lügnerin zur Hölle gefahren.“ Sie war ein unschuldiges Opfer, das er ohne Scham beweinen konnte.

Es herrschte Lärm und Verwirrung in dem Hause am Flusse, als Alice Deverills schreckliches Schicksal bekannt wurde. Das Verbrechen wurde sofort auf einen gewöhnlichen Räuber geschoben, der auf irgend eine Weise entdeckt hatte, daß Mylady ihre Juwelen in diesem Gemach aufbewahrte und demgemäß seinen Plan machte. Algernon Mildway, der bei allen Untersuchungen und Verhandlungen, die der Entdeckung des Mordes folgten, anwesend war, bemühte sich, den Fall in diesem Lichte darzustellen, obschon er seine eigenen Gedanken über die Sache hatte und diese deuteten auf den heimlichen Gast hin, der eine Nacht in einem der unbenutzten Zimmer des dritten Stockes zugebracht hatte; aber Mildway wußte, daß das Vermögen seines Gönners, wenn derselbe als Verbrecher bestraft würde, der Krone verfallen sei und er war ängstlich besorgt, Mylord Deverill die Schande einer

öffentlichen Verurtheilung wegen Mordes, gefolgt vom Schaffot, zu ersparen.

Die Thatsache, daß in der Nacht von Lady Deverills Ermordung in einem auf der Themse schwimmenden, offenen Boot ein ermordeter Mann gefunden wurde, erregte wenig Aufmerksamkeit, da zu jener Zeit nächtliche Morde häufig vorkamen und Niemand daran dachte, diese beiden Verbrechen mit einander in Verbindung zu bringen.

Lord Deverill verweilte zehn Jahre lang im Ausland, von Stadt zu Stadt wandernd und ein wildes verschwenderisches Leben führend, das selbst ein größeres Vermögen als das seinige erschöpft hätte. Zu Ende dieses Zeitraums kehrte er abgezehrt und mit weißen Haaren plötzlich in die Heimath zurück und klagte sich selbst des doppelten Mordes an.

Die Voruntersuchung nahm einen langsamen Fortgang, denn die Richter und Advocaten waren der Ansicht, daß dieser Selbstankläger ein Wahnsinniger sei. Man fand ihn eines Morgens mit dem Miniaturbild seiner Frau in der Hand in seinem Gefängniß todt. Er starb in gänzlicher

Armuth. Es waren weder Haus, noch Güter für Algernon Mildway zu erben. Dieser Herr hatte indeß beträchtliches Glück im Leben, indem er eine hervorragende Stellung in der Diplomatie erlangte.

Mr. und Mrs. de Fontenoy.

Die Saison von St. Dunstans an der See hat in der Regel nur eine kurze Dauer und St. Dunstans gehört nicht zu den fröhlichen englischen Seebädern; dieser Mangel aber wird dadurch mehr als ausgeglichen, daß St. Dunstans im Rufe steht, ein äußerst gewählter und fashionabler Platz zu sein. Kein vulgäres Bürgerpack stört jemals die Ruhe der Promenade; auch gibt es hier keine gemeinen für Touristen bestimmte Speise- und Wirthshäuser, und keine wohlfeilen Concerthallen. Es bestehen hier nur zwei Hotels, das eine auf der Esplanade und fabelhaft theuer, das andere in einer weniger fashionabeln Gegend gelegen, nicht viel wohlfeiler.

Der See gegenüber liegt eine Reihe von neueren Häusern mit Spiegelglasfenstern und gebrechlichen

Balkonen, während sich hinter diesen, in unregelmäßigen Gruppen zerstreut, die älteren Gebäude der Stadt ausbreiten. An größeren und kleineren Villen mit Gärten ist in der Umgebung des Platzes ebenfalls kein Mangel. Die meisten derselben verdanken ihre Entstehung der Speculation, indem sie während der Saison an die Badegäste vermiethet werden. Hervorragend unter diesen ist ein auf einer Anhöhe liegendes großes Haus, das sich ein reicher Kaufmann für seine eigene Benutzung erbaut, aber aus irgend einem Grunde niemals bewohnt hatte. Es war darauf in den Besitz eines Hausagenten übergegangen, der es, seinem Aeußern entsprechend, möbliren ließ und durch alljährliches Vermiethen eine schöne Rente daraus zog. Das sogenannte von zwei kleinen Thürmen flankirte Schloß war in gothischem Style erbaut und galt für das geschmackvollste, größte und wichtigste Gebäude der Umgegend. Man hegte deshalb in dem kleinen Seeplatz allgemein die Ansicht, daß Derjenige, der es miethe, über ein bedeutendes Einkommen zu verfügen habe und die Bewohner von Boisgilbert Hall wurden von den Handels- und andern Geschäftsleuten des

Städtchens stets in einem sehr glänzenden Lichte betrachtet. Boisgilbert Hall in der Kundschaft zu haben, galt in St. Dunstans für eine große Auszeichnung.

Als Mr. Migson, der Hausagent und Auctionator das gothische Haus etwa vier Jahre in seinem Besitze hatte, trat eine sehr matte Saison für St. Dunstans ein und Boisgilbert Hall blieb während der Monate Juni und Juli unvermiethet. Für die Stadt schien dies fast ein ebenso großer Verlust zu sein, als für Mr. Migson selbst und das Ereigniß bildete in den Privatcirkeln, in den Läden und Clubs das stehende Tagesgespräch.

Als der August begann und die gothischen Hallen noch immer leer standen, erfaßte Mr. Migson eine gelinde Verzweiflung. Er stürzte sich in bedeutende Ausgaben für Zeitungsanzeigen und die glänzendsten Beschreibungen von Boisgilbert Hall erschienen täglich in der Londoner „Times.“ Auf diese Ankündigungen erhielt er zwei oder drei briefliche Anfragen über die Bedingungen, aber den Fragestellern hatte offenbar die Höhe der Summe, die er für Vermiethung

seines gothischen Paradieses verlangte, nicht zugesagt, denn er hörte nichts mehr von ihnen.

Bereits hatte er alle Hoffnung aufgegeben, sein Haus in diesem Jahre noch zu vermiethen, als er eines Tags einen Brief von vielversprechendem Aeußern erhielt — ein riesiges Couvert von dickem, rahmweißen Papier, in dessen eine Ecke der Name „de Fontenoy“ gekritzelt war. Das Siegel stellte ein glänzendes Wappen mit einer aufgehenden Sonne und dem Motto: „Ich wag' es,“ dar. Mit der lebhaftesten Erwartung öffnete Mr. Migson das Couvert. Ein solches Schreiben konnte nach seiner Ansicht nur eine Anfrage in Bezug auf Boisgilbert Hall enthalten und er hatte sich nicht geirrt. Der ehrenwerthe Mr. de Fontenoy wünschte den Miethszins des Hauses zu St. Dunstans für sechs Monate zu erfahren, mit dem Recht, nach Ablauf dieser Zeit die Miethe auch ferner fortsetzen zu dürfen.

Wenn die Bedingungen genehm waren, so werde Mr. de Fontenoy's Hausverwalter sofort nach St. Dunstans reisen, um die Wohnung einzusehen und sich zu überzeugen, ob sie den Anforderungen der Familie

entspräche. Mr. Migson wurde ersucht, seine Bedingungen auf eine billige und gewissenhafte Weise zu stellen, da Mr. de Fontenoys Haushalt, obschon er ausgedehnt sei, nach strengökonomischen Grundsätzen geführt werde.

Dies sah sehr gut aus — so ganz verschieden von dem sprüchwörtlichen Leichtsinn von Schwindlern. Mr. Migson beantwortete den Brief mit umgehender Post, seine Bedingungen so niedrig als möglich stellend und wartete dann mit ängstlicher Spannung das Ergebniß ab. Mr. de Fontenoy's Londoner Adresse war Grosvenor-Square, an sich schon ein Beweis der Achtbarkeit, ja der Aristokratie. Der Auctionator schlug das Adreßbuch des hohen Reichsadels nach und fand, daß de Fontenoy der Familienname von Viscount Malplaquet sei und daß die Stadtwohnung Sr. Lordschaft sich in Grosvenor-Square befand. Mr. de Fontenoy wohnte, wenn er sich in der Stadt befand, ohne Zweifel bei seinem erlauchten Vater. Und doch schien dies nicht recht mit der Thatsache, daß er einen eigenen Hausverwalter hatte, in Einklang zu stehen.

Am folgenden Morgen erschien der Hausverwalter in dem Bureau des Mr. Migson — ein Mann von stattlichem Aussehen und gentlemanartigem Benehmen.

Er besichtigte Boisgilbert Hall vom Keller bis zum Dache und die Kellerräume, die eine bedeutende Ausdehnung hatten, schienen ihn ganz besonders zu interessiren, indem er bemerkte, daß Mr. de Fontenoy seine eigenthümlichen Ansichten über die Atmosphäre habe, in der seine Weine lagerten. Er hatte zwar allerlei an den Zimmern auszusetzen, aber nach einem guten Diner, das ihm Mr. Migson in dem Prinzen von Wales gab, erklärte er, daß er das Haus für passend finde.

„Ich werde Mr. de Fontenoy sagen, daß er nichts Besseres thun kann, als nach St. Dunstans zu kommen, obgleich der Ort ein wenig langweilig zu sein scheint," sagte er. „Ich besitze ziemlich viel Einfluß auf ihn, obschon er im Allgemeinen sehr stolz und zurückhaltend ist und ich kann ihn zu Allem bringen, was ich wünsche. Ich bin seit zwanzig Jahren in der Familie."

„Ist Mr. de Fontenoy's Familie stark?" fragte der Auctionator mit Rücksicht auf die mögliche Ruinirung seiner Möbel durch die Hände der jugendlichen Mitglieder der Familie des neuen Miethers.

„O nein, es sind keine Kinder da. Mr. und Mrs. Fontenoy sind erst seit einem Jahr verheirathet. Sie ist die Tochter eines russischen Prinzen, eine höchst gebildete Dame; spricht sehr wenig Englisch. Ihr Vater wälzt sich in Geld, das alles mein Gebieter erhält, wenn der Alte stirbt."

„Sie haben so eben davon gesprochen, daß Sie zwanzig Jahre in der Familie seien," sagte Mr. Migson. „Wahrscheinlich waren Sie bei Lord Malplaquet, ehe sein Sohn heirathete?"

„So ist es. Als der junge Mann im Begriff war, zu heirathen, sagte er zu seinem Vater: „Sobald ich einen eigenen Hausstand erhalte, muß ich Richards haben." — „Es ist ein schweres Opfer für mich," antwortete der alte Lord, „aber wenn Du nicht ohne ihn sein kannst, so muß ich es bringen," und so war die Sache abgemacht. Ich habe die ganze Leitung von Mr. de Fontenoy's Haushalt und, so zu sagen,

sein ganzes Einkommen zur Verfügung, denn er überläßt Alles meinen Händen und fragt mich in Allem um Rath."

„Ist er reich?"

„Für jetzt für einen Mann in seiner Stellung nicht besonders. Sein Einkommen beträgt jährlich nur etwas über sieben Tausend Pfund und er verzehrt jeden Pfenning desselben."

Mr. Migson rieb sich vergnügt die Hände. Sieben Tausend Pfund des Jahres hatte einen sehr angenehmen Klang und er wünschte, er hätte ein oder zwei Pfund mehr verlangt, als er den wöchentlichen Miethszins festsetzte.

„Sie werden wahrscheinlich Weine und andere Spirituosen bedürfen," sagte er. „Ich selbst mache Geschäfte in dieser Branche und es sollte mich sehr freuen, wenn ich mir die Kundschaft sichern könnte. Sie können sich darauf verlassen, daß ich Alles in der besten Qualität liefern würde."

Der gefällige Mr. Richards ließ sich Feder und Dinte geben und entwarf eine Liste von Weinen und Spirituosen, die den Auctionator ebenso sehr in Er-

staunen setzte, als freudig berührte. Die Quantität des Branntweins übertraf bedeutend die der Weine; aber der Verwalter bemerkte erläuternd, daß sein Gebieter eine große Anzahl unverheirathete Freunde besitze, die ungeheuere Mengen von Branntwein und Sodawasser consumirten.

Hierauf kehrte Mr. Richards nach der Stadt zurück, von seinem neuen Bekannten in der herzlichsten Weise Abschied nehmend und den folgenden Montag für die Ankunft von Mr. und Mrs. de Fontenoy festsetzend.

Am Morgen dieses Tages wurde Lord Malplaquets Sohn und Schwiegertochter an der kleinen netten Station richtig abgesetzt und mit ihnen eine solche Menge Gepäck, wie es nicht oft auf dem Bahnhofe hier vorkam, unzählige Koffer und Reisesäcke, Kisten von ungeheurer Größe, Schreibtische und Toiletten kamen nach einander aus dem Gepäckwagen hervor und wurden auf schnell herbeigeschaffte Wagen geladen. Drei Bediente in grauen Livreen und ein großes, breitschultriges Individuum, das wie ein Kutscher aussah, halfen beim Verladen. Auch zwei

anständig aussehende Dienerinnen waren mitgekommen. Mr. Richards war ebenfalls zugegen, seine besondere Aufmerksamkeit seinem Gebieter, Mr. de Fontenoy widmend, der ein ganz ausländisches Aussehen hatte und einen Vollbart trug, der den untern Theil seines Gesichts vollkommen verdeckte. Seine Frau, eine schmächtige, kleine Person mit blassem Gesicht und strohfarbenem Haare, war nichts weniger als hübsch, hatte aber eine angenehme Stimme und ein sehr gewinnendes Benehmen Sie war mit eleganter Einfachheit gekleidet und die Bewohner von St. Dunstans, die von Mr. Migson viel über die Fontenoy's gehört hatten, sprachen sich dahin aus, daß ihre Erscheinung ganz aristokratisch sei und dem hohen Rang ihres prinzlichen Vaters entspreche. Die Zuschauer in der Eisenbahnstation bedauerten es, als ein geschlossener Miethswagen das blasse Gesicht von Mrs. de Fontenoy ihren bewundernden Blicken entzog und glaubten, daß sie nicht oft in einem so niedrigen Fuhrwerk fahre. Sie wunderten sich, daß der Zug keine Equipagen und Pferde für Mr. de Fontenoy gebracht

hatte und vermutheten, daß diese Luxusgegenstände später nachfolgen würden.

Etwa eine Stunde nach ihrer Ankunft sah man Mr. Richards, den Hausverwalter in den Straßen des kleinen Städchens herumwandeln, Fleisch, Geflügel, Fische, Brod, Conditorei- und Colonialwaaren in sehr ausgedehntem Maßstabe bestellend.

Aber er schärfte den Geschäftsleuten ein, daß sie sich nicht unterstehen sollten, die Stellung von Mr. de Fontenoy zu mißbrauchen, er werde sich keinerlei Betrügerei gefallen lassen.

„Ich weiß," sagte er, „was für Leute Ihr in den Seebädern seid und was Ihr für eine Art habt, die Preise hinaufzuschrauben, sobald Ihr Euch einen guten Kunden gesichert habt; aber diese Praxis ist bei mir übel angebracht. Ich gehe jede Rechnung mit der größten Strenge durch und ich habe niemals einen Pfennig Procente von einem Geschäftsmann angenommen.

Die Ladenhalter versprachen, daß ihre Rechnungen in der redlichsten Weise geführt werden sollten und erkärten, daß es schlimm zugehen müßte, wenn sie

sich des Vertrauens von Mr. de Fontenoy nicht würdig zeigen sollten. Es sei stets ihr Stolz gewesen, die vornehmen Bewohner von Boisgilbert Hall zu bedienen und sie seien stets so glücklich gewesen, dies zur vollsten Zufriedenheit zu thun.

„Es freut mich, dies zu hören," erwiederte Mr. Richards, „aber Sie haben es jetzt mit einem scharfen Kunden zu thun und ich rathe Ihnen, keine Ihrer gewöhnlichen Kniffe zu versuchen."

Die Handelsleute nahmen diese scharfen Worte mit aller Unterwürfigkeit hin, denn seine Aufträge waren sehr bedeutend und der neue Haushalt schien mehr zu consumiren, als irgend einer der früheren Familien.

Während der folgenden Woche wurde zu St. Dunstans viel von den de Fontenoys gesprochen. Sie gingen weniger aus und ihr Benehmen war im Ganzen zurückhaltender, als von einer derjenigen Familien, die bisher Boisgilbert Hall bewohnt hatten. St. Dunstans sehnte sich, den schönen Abkömmling russischer Prinzen zu sehen; aber weder am Seeufer, noch auf der Promenade, weder fahrend, noch reitend ließ sich die ehrenwerthe Mrs. de Fontenoy blicken.

Die Leute, die sie auf der Station gesehen, suchten dies durch die Vermuthung zu erklären, daß sie kränklich und nicht kräftig genug sei, das Haus zu verlassen. Wenn sich aber dies so verhielte, so mußte ein Arzt nothwendig sein; aber kein solcher hatte seit der Ankunft der de Fontenoys die Schwelle von Boisgilbert Hall überschritten.

Es schien in der That, als ob Mr. de Fontenoy und seine ganze Sippschaft eine eingewurzelte Abneigung vor dem Tageslicht unterhielten. Die Junggesellen-Freunde, von denen der Verwalter gesprochen, kamen und gingen und tranken reichlich von dem feinen französischen Branntwein, welchen Mr. Migson lieferte und verbrauchten mehr Cigarren, als die Tabakshändler von [illegible]stans jemals an einen einzigen Kunden verkauft hatten; aber weder sie, noch ihr Wirth zeigten sich am hellen Tage. Wie sie sich die Zeit während dieser schönen Herbsttage vertrieben, vermochte Niemand zu sagen. Es befand sich zwar ein Billard in Boisgilbert Hall, das Mr. de Fontenoy von einem Möbelhändler gemiethet hatte; aber die Gentlemen spielten nicht den ganzen Tag Billard,

denn als Mr. Migson eines Nachmittags wegen einer kleinen Geschäftssache unerwartet in der Halle vorsprach, war er von einer der Dienerinnen eingelassen worden und hatte durch die offene Thüre gesehen, daß das Billardzimmer ganz leer war. Auch bekam er keinen der Gentlemen zu Gesicht und konnte nicht den geringsten Laut von Stimmen oder Gelächter im Hause vernehmen. Er wurde indeß in ein kleines Zimmer in einem der Thürme gewiesen und mußte dort längere Zeit warten, bis Mr. de Fontenoy in sehr erhitztem Zustand zu ihm kam. Er sagte, er sei auf dem Sopha seines Wohnzimmers eingeschlafen und wischte sich den Schweiß von der Stirne, während er dies gleichsam zu seiner Entschuldigung vorbrachte. Mr. Migson war ein wenig darüber verwundert, daß er während seines Besuchs keinen von den drei grauen Bedienten zu Gesicht bekommen hatte.

Spät am Abend wurden Mr. de Fontenoy und seine Freunde öfters auf der Esplanade gesehen, ihre ewigen Cigarren rauchend und sich in leisem Tone mit einander unterhaltend. Die Herren trugen meistens große Bärte und hatten, wie ihr Wirth, ein

fremdländisches Aussehen. Wegen ihres martialischen Aussehens hielten sie die Leute aus dem Städtchen für Cavallerie-Officiere.

Die Zeit verfloß; aber das Interesse, das die Einwohner von St. Dunstans an den de Fontenoys nahmen, hatte keineswegs nachgelassen. Die äußerste Abgeschlossenheit, die sie beobachteten, trug viel dazu bei, die Neugierde wach zu halten. Mrs. de Fontenoy wohnte jeden Sonntag Morgens dem Gottesdienst in der Kirche bei. Sie kam allein, d. h. nur von einem der grauen Bedienten begleitet und es wurde sehr bald davon gesprochen, daß Mr. de Fontenoy ein Mann ohne Religion sein müsse. Ihr Anzug bei diesen Gelegenheiten war stets geschmackvoll und erregte viel Bewunderung unter den weiblichen Mitgliedern der Kirchengemeinde. Mehrere der ersten Familien von St. Dunstans — der Arzt, der Notar mit ihren Frauen und zwei unverheirathete Töchter des verstorbenen Pfarrers — hatten Boisgilbert Hall Besuche abgestattet und waren von Mrs. de Fontenoy empfangen worden, die sie zwar etwas zurückhaltend, aber eben deshalb um so interessanter gefunden hatten.

Mr. de Fontenoy war nicht so populär. Sein Benehmen galt für sehr barsch und sein Nichtbesuch der Kirche sprach gegen ihn. Er hatte sich dagegen in seiner rauhen, militärischen Weise sehr gastlich gezeigt, indem er die Morgenbesucher zum zweiten Frühstück einlud; aber weder er, noch seine Frau erwiederten die Besuche und die Bekanntschaft wurde nicht weiter fortgesetzt. Es lag etwas Unbestimmbares in Mr de Fontenoy's Benehmen, das von der Frau des Notars für einen peinlichen Mangel erklärt wurde, worüber man sich indeß nicht wundern dürfe, wenn man bedenke, daß er niemals in die Kirche gehe.

Die Zeit verging, Boisgilbert Hall war auf sechs Monate gemiethet worden und der Miethszins sollte nach Ablauf dieses Termins bezahlt werden. Mr. Migson hätte monatliche Zahlung vorgezogen, da er kein reicher Mann war; aber der Verwalter hatte ihm erklärt, daß das nicht möglich sei, weil die Pächter von Mr. Fontenoy's Gütern ihren Pacht nur halbjährlich bezahlten und alle seine eigenen Zahlungen in dieser Weise bewerkstelligt würden. Dieser Bedingung hatte sich der Auctionator natürlich unterworfen

und jetzt näherte sich das halbe Jahr seinem Ende und Mr. Migson rieb sich in der Erwartung, daß er nunmehr bald sein Geld einziehen könne, vergnügt die Hände.

Aus diesem angenehmen Traum wurde er indeß sehr bald auf eine ziemlich rauhe Weise erweckt. Als er nämlich eines Morgens in seinem Comptoir, wo zu dieser Jahreszeit die Geschäfte flau genug gingen, die neueste Nummer der „Times“ las, stieß er auf einen Artikel, der ihn gerade so berührte, als ob ihm Jemand einen Eimer eiskaltes Wasser über den Kopf gegossen hätte.

„Sein einziger Sohn!“ murmelte er für sich, „sein einziger Sohn!“

Der Artikel meldete den Tod von Hektor Angus de Fontenoy, einzigen Sohn von Lord Malplaquet, in Folge eines Unfalls auf der Hirschjagd zu Schottland.

Wenn also Lord Malplaquet nur einen einzigen Sohn hatte, wer war der Gentleman, den Mr. Migson unter dem Namen des ehrenwerthen Mr. de Fontenoy kannte? Der zum Tode erschrockene Auctionator wußte auf diese Frage nur eine Antwort zu

finden. Trotz der drei grauen Bedienten, des Hausverwalters und all des Aufwands mußten die de Fontenoys in Boisgilbert Hall eine Bande von Schwindlern sein und Mr. Migson war betrogen.

„Es mag ein Irrthum des Berichterstatters sein," dachte er und schlug das Adelsverzeichniß nach. Nein, Lord Malplaquet hatte nur einen einzigen Sohn und der Name dieses Sohns war Hektor Angus. Was war zu thun? Der Auctionator saß lange Zeit vor seinem Schreibtisch und versuchte in hilfloser Weise zu überlegen. In seiner Hoffnungslosigkeit vermochte er nur eine einzige Quelle des Trostes aufzufinden. Eine solche Menge Gepäck, wie sie die de Fontenoys mitgebracht, konnte von einem Orte, wie St. Dunstans, nicht auf eine verstohlene Weise weggebracht werden. Wenn Mr. de Fontenoy ein Schwindler ist, so hatte er sich jedenfalls mit mehr Gegenständen belastet, als es Schwindler in der Regel zu thun pflegen. Aber dann kam Mr. Migson der Gedanke, daß alle diese Kisten und Kasten nichts als Scheingepäck seien, von denen es sich herausstellen werde, daß sie nur Stroh und Steine enthielten. Nein, das

Gepäck vermochte keine Sicherheit zu bieten. Mr. de Fontenoy's Absicht ging wahrscheinlich dahin, gerade vor Ablauf des halben Jahrs zu verschwinden, alles Werthvolle, das er besaß, mit sich nehmend und Kisten und Kasten, welche dazu dienten, seinen Opfern Sand in die Augen zu streuen, zurücklassend.

Um dies zu verhindern, beschloß Mr. Migson sofort zu handeln. Er schrieb vor Allem an einen früheren Detectivbeamten, der jetzt sein Geschäft auf eigene Hand betrieb, indem er ihm eine volle Beschreibung seiner Miethsbewohner gab und anfragte, ob solche Personen unter den bekannten Schwindlern existirten. Sodann begab er sich mit der „Times" in der Tasche, unverweilt auf den Weg nach Boisgilbert Hall.

Er wurde von einem der Bedienten in Grau, einem großen starken Individuum, das ihn von Kopf bis zu Fuß mit jener Unverschämtheit betrachtete, welche diesen Leuten eigen ist, eingelassen. Mr. de Fontenoy war zu Hause und unbeschäftigt. Mr. Migson wurde in das Speisezimmer gewiesen, wo er diesen Herrn, in einem fashionabeln Schlafrock gehüllt

und eine französische Zeitung lesend, mit einer Cigarre im Munde am Kamine sitzend antraf.

„Setzen Sie sich, Migson,“ sagte er in vertraulichem Tone; „Jones bringen Sie eine Flasche Amontillado. Verdammt unangenehmes Wetter! Dieses Ihr Haus scheint eine ganz besondere Vorliebe für den Nordostwind zu haben. Ich habe noch keinen Ort gekannt, wo er so unaufhörlich geblasen hätte. Nun, Migson, was gibt es Neues in St. Dunstans?“

„Nichts, Sir; St. Dunstans ist um diese Jahreszeit stets sehr still. Aber ich — die Sache ist — das heißt — der Zweck meines Besuchs diesen Morgen ist —“

„Heraus damit, mein guter Mann!“ rief Mr. de Fontenoy ungeduldig, „seien Sie nicht verzagt. Ich vermuthe, daß Sie gekommen sind, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung ist, ob die Möbel nicht verdorben sind u. s. w. Es steht Ihnen vollkommen frei, sich nach Belieben das ganze Haus anzusehen. Sie werden keine Ursache zur Klage finden. Nehmen

Sie eine Cigarre und schenken Sie sich von dem Amontillado ein."

„Ich danke Ihnen, Sir. Ich rauche niemals des Morgens. Die Wahrheit ist, ich bin durch einen Artikel in der neuesten Nummer der „Times" ein wenig aus der Fassung gebracht worden und ich habe es für das Beste gehalten, sogleich zu Ihnen zu gehen und Sie um eine Erklärung zu bitten."

„Ich sehe nicht ein, was in der „Times" stehen kann, das eine Erklärung von meiner Seite bedarf," antwortete Mr. de Fontenoy, seinen Besucher mit einem verwunderten Blick anstarrend. „Indeß habe ich die heutigen Morgenzeitungen noch nicht gelesen und so bin ich ganz im Dunkeln. Was ist es?"

Mr. Migson entfaltete mit einer feierlichen Miene das Blatt und überreichte es seinem Miether, mit einem Finger auf den verhängnißvollen Artikel deutend.

„Ja," sagte Mr. de Fontenoy, nachdem er die Zeilen flüchtig angesehen hatte, „nicht wahr, sehr traurig? Ich habe diesen Morgen einen Brief aus Schottland erhalten, welcher mir das unglückliche Ereigniß gemeldet hat. Ich habe noch nicht

gewagt, es meiner Frau mitzutheilen. Mein armer Cousin war ein großer Günstling von ihr."

„Ihr Cousin, Mr. de Fontenoy?"

„Ja, mein Cousin Hektor, der Sohn meines verstorbenen Onkels, Lord Malplaquet. Weshalb sehen Sie so zerstreut aus, Migson? O, ich verstehe, dieser Artikel hat das Wort „verstorben" vor seines Vaters Namen ausgelassen. Das ist allerdings sehr einfältig von dem Berichterstatter."

„Ihr Vater ist also der gegenwärtige Lord, Mr. de Fontenoy?"

„Natürlich, ich hatte geglaubt, man habe Ihnen das gesagt."

„Nun, ja, Sir; aber wenn dieser Hektor de Fontenoy Ihr Cousin ist, warum hat er den Titel seines Vaters nicht in der gewöhnlichen Weise geerbt?"

„Politische Dienste, Mr. Migson. In unserer Familie geht der Titel vom Bruder auf den Bruder über. Es ist ein ganz eigenthümliches Verhältniß, von besonderen Umständen abhängend, unter denen mein Urgroßvater, der erste Lord Malplaquet, den Titel erhielt."

In dem einfachen sicheren Benehmen von Mr. de Fontenoy lag etwas Beruhigendes; desohngeachtet aber war Mr. Migson nicht überzeugt. Zeichneten sich die Schwindler nicht zuweilen durch ihr sicheres Benehmen aus?

„Die Sache ist die,“ sagte Mr. Migson, „daß es für mich eine große Unannehmlichkeit war, daß ich sechs Monate auf meinen Miethzins warten mußte und ich würde es für eine große Gunst halten, wenn die Berichtigung jetzt schon erfolgen könnte, da ohnedies nur noch sechs Wochen auf das Ziel sind.“

Mr. de Fontenoy warf seine Cigarre weg und nahm eine strenge Haltung an.

„Mr. Migson,“ rief er aus, sich mit Heftigkeit gegen den Auctionator wendend, „dieses ungerechtfertigte Verlangen ist einem niedrigen Verdacht entsprungen, der durch diesen Artikel hervorgerufen wurde. Sie nehmen sich heraus, meinen Anspruch auf die Stellung, die ich einnehme und den Namen, den ich trage, in Zweifel zu ziehen. Dies ist zu viel, Sir. Ich werde Ihnen morgen Mittag um zwölf Uhr Ihre Miethe in englischem Geld bezahlen; nein, Sir,

ich werde Ihnen keinen Wechsel anbieten, dessen Giltigkeit Sie bezweifeln könnten; ich werde Sie und alle andern Gläubiger in Gold bezahlen. Ich werde nicht auf meine irischen Renten warten, sondern an meinen Bankier telegraphiren, damit er mir die benöthigte Summe sendet und ich werde morgen um zwei Uhr Ihr Haus verlassen."

Dies wurde in einem so hohen Tone und in einer so imponirenden Weise gesagt, daß der arme kleine Auctionator ganz niedergedonnert war. Hatte er wirklich einen soliden Miether beleidigt, der ohne seinen unzeitigen Verdacht für ihn eine dauernde Quelle von Vortheil gewesen wäre? Er stammelte eine schwache Entschuldigung, indem er Mr. de Fontenoy versicherte, daß sein Gesuch lediglich durch seine eigene Geldverlegenheit veranlaßt worden sei.

„Geben Sie sich keine unnöthige Mühe mit Entschuldigungen," antwortete sein Miethsherr mit ungeschwächter Heftigkeit. „Ich gehöre zu Denjenigen, die niemals eine Beleidigung vergessen. Morgen um zwei Uhr verlasse ich Ihr Haus. Wenn Sie über mein Verhalten in der Zwischenzeit einen Zweifel

hegen, so werden Sie gut daran thun, das Gebäude überwachen zu lassen, um sich zu überzeugen, daß nichts fortgeschafft wird."

Er zog die Glocke, worauf sogleich einer der Bedienten erschien.

„Senden Sie Richards zu mir," sagte er.

Während der Auctionator noch immer seine Entschuldigungen stammelte, erschien Mr. Richards, ernst und ehrerbietig in Gegenwart seines Gebieters.

„Richards, Sie werden zu allen unseren Lieferanten gehen und ihnen sagen, daß sie bis heute Abend um sechs Uhr ihre Rechnungen einschicken und Sie werden den Abend dazu verwenden, die Rechnungen durchzusehen. Und Sie werden auch die Gefälligkeit haben, an die Unionbank zu telegraphiren, man solle mir sogleich Fünfzehnhundert in Gold senden. Ich glaube, daß dieser Betrag hinreichen wird, unsere Rechnungen hier zu decken mit Einschluß des Miethbetrags von Mr. Migson."

„Ja, beiläufig, wie ich glaube, Sir."

„Und, Richards, Sie werden dafür sorgen, daß bis Morgen um zwölf Uhr Alles gepackt ist."

„Ja, Sir.“

„Das ist Alles. Sie können Mr. Migson hinausbegleiten.“

Unten im Vorplatz bat der Auctionator seinen guten Freund Mr. Richards um ein paar Worte und, diesen Gentleman beim Rockknopf fassend, erzählte er ihm, daß er so unglücklich gewesen, Mr. de Fontenoy zu beleidigen. Könnte Mr. Richards die Sache nicht wieder ausgleichen?

Der Verwalter schüttelte mit einer entschiedenen Verneinung den Kopf. „Unmöglich,“ sagte er. „Mein Gebieter hat einen sehr unbeugsamen Charakter und wenn er sich einmal zu etwas entschlossen hat, so kann ihn nichts mehr davon abbringen. Ich habe es sogleich, als ich ins Zimmer trat, an seinem Gesicht gesehen, daß Sie ihn beleidigt haben! Hätten Sie sich zuerst an mich gewandt, so würde ich Ihnen das Geld ohne die geringste Schwierigkeit verschafft haben.“

Mr. Migson bedauerte seinen Mangel an Diplomatie. Es wäre besser gewesen, wenn er den Verwalter zuerst sondirt hätte. Im höchsten Grade niedergeschlagen, kehrte er nach seinem Comptoir

zurück. Er machte keinen Versuch, Boigilbert Hall zu überwachen, wie ihm Mr. de Fontenoy gerathen hatte; beauftragte aber seinen Commis, an der Eisenbahnstation darauf zu achten, daß seine Miether nicht vor der Zeit abreisten. In seinem Club wurden ihm diesen Abend Vorwürfe von den Geschäftsleuten gemacht, welche von dem Verwalter gehört hatten, daß Mr. de Fontenoy nur wegen des beleidigenden Benehmens seines Hauseigenthümers St. Dunstans verlasse.

Als am nächsten Tage die Uhren von St. Dunstans Zwölf schlugen, erschienen in Folge der von Mr. Richards, dem Verwalter, gemachten Bestellung sämmtliche Handelsleute, welche an den Haushalt von Mr. de Fontenoy Lieferungen gemacht hatten, zu Boisgilbert Hall. Mit ihnen kam auch Mr. Migson, sehr niedergeschlagen aussehend. Sie wurden am Speisezimmer empfangen, wo Mr. de Fontenoy mit der Hand in der Tasche seines Morgenrocks und wie gewöhnlich die Cigarre im Mund vor dem Kamin stand. Er erwiederte die ehrfurchtsvollen Grüße der Handelsleute mit einem hochmüthigen Kopfnicken.

Mr. Richards saß an dem einen Ende des langen Speisetisches mit Häufchen von schimmerndem Gold vor sich, deren Anblick den Mund der Krämer von St. Dunstans wässern machte. Es war wie in einer Bank.

„Ich bedauere es, meine guten Leute, Euch so plötzlich verlassen zu müssen," sagte Mr. de Fontenoy in scharfem, entschiedenem Tone; „aber ich bin ein Mann von eigenthümlichem Temperament und ich vergebe niemals eine Beleidigung. Der Eigenthümer dieses Hauses hat sich herausgenommen, mein Recht auf den Namen, den ich trage — einen Namen, der, wie ich nicht zu sagen brauche, die Pairswürde dieses Königreichs schmückt, in Zweifel zu ziehen. Eine solche Unverschämtheit von seiner Seite ließ mir keine Wahl. Ich kann und darf ein Haus nicht länger bewohnen, dessen Eigenthümer meine Selbstachtung so sehr verletzt hat. Da es in Eurer kleinen Stadt kein anderes Haus gibt, das für meine Bedürfnisse paßt, so bleibt mir nichts Anderes übrig, als St. Dunstans zu verlassen. Meine Koffer sind gepackt und wir reisen

mit dem Zweiuhrzug von hier ab. Richards geben Sie gefälligst den Leuten ihr Geld."

Mr. de Fontenoy zündete sich eine neue Cigarre an und sah mit vornehmer Indolenz zu, während sein Verwalter die kleinen Haufen Münze in Summen von fünfzig bis zu Dreihundert Pfund vertheilte. Die ehrerbietigen Handelsleute empfingen ihr Geld mit hoher Befriedigung und einer nach dem andern verließ mit tiefen Bücklingen das Zimmer.

Mr. Migson erhielt seine Bezahlung zuletzt. Er seufzte, als er die Sovereigns in ein kleines Leinwandsäckchen einstrich, indem er dabei dachte, daß diese die letzten seien von dem Manne, der ohne seine unglückliche Uebereilung wahrscheinlich sein mehrjähriger Miether geblieben wäre.

„Mein Verwalter wird den Schlüssel in Ihrem Comptoir abgeben, Mr. Migson," sagte Mr. de Fontenoy in Erwiederung auf die demüthigen Entschuldigungen des Auctionators, „ich habe nichs mehr zu sagen."

Außen am Thore seiner Besitzung warteten seine Freunde und Mitbürger, die Handelsleute, auf Mr.

Migson und diese Herren waren nicht sparsam mit ihren Vorwürfen.

„Eine saubere Geschichte haben Sie für sich und für uns mit Ihrem einfältigen Verdacht angerichtet, Migson,“ sagte Mr. Till, der Schlächter, eine wichtige Person in St. Dunstans. „Es ist zu bedauern, daß Sie einen Gentleman nicht von Ansehen zu erkennen vermögen.“

„Es war dieser Artikel in der Times,“ sagte der Auctionator trostlos, „und ich habe nie etwas davon gehört, daß die Pairswürde einen Sohn überspringt, um auf einen Bruder überzugehen.“

„Hat Ihnen denn nicht Mr. de Fontenoy gesagt, daß sie wegen politischer Dienste ertheilt worden ist? Das macht natürlich einen großen Unterschied. Sie haben indeß einen guten Miether und wir alle einen sehr guten Kunden verloren und es ist nutzlos, mehr darüber zu sagen. Wahrscheinlich werden Sie künftig Ihre Zunge besser im Zaum zu halten wissen, Migson; aber das Schlimmste an einem argwöhnischen Menschen ist, daß sich sein Argwohn immer auf die unrechte Stelle richtet. Ich wollte wetten, daß Sie,

wenn Sie wirklich einen Schwindler in Ihrem Hause hätten, von ihm auf die schönste Weise hinter's Licht geführt würden."

Der Auctionator ertrug geduldig genug diese Vorwürfe. Zu Hause hatte er von den Lippen seiner besseren Hälfte, welche Mrs. de Fontenoy's Hüte in der Kirche zum Gegenstand ihres Studiums gemacht hatte und fest an die Hoheit dieser Dame glaubte, noch viel bitterere Worte anzuhören. Mr. Migson verschloß das Säckchen mit Goldstücken in seine eiserne Geldkasse mit der Miene eines Mannes, der den Ertrag eines Mords verbirgt. Hatte er nicht mit seiner unbarmherzigen Hand sein eigenes Glück gemordet?

Die de Fontenoys reisten am folgenden Tage um zwei Uhr in Begleitung von Richards und der drei grauen Bedienten mit vielem Gepränge von der Station ab. Wieder hatten die Träger Gelegenheit, die ungewöhnliche Schwere der großen Kisten zu bemerken, und sie vermutheten, daß dieselben das Silberzeug der de Fontenoys enthalten müssen. Mit dem Zweiuhrzug war jede Spur der de Fontenoy ver-

schwunden und ehe es drei Uhr schlug, betrat Mr. Migson in Begleitung einer alten Scheuerfrau das verlassene Boisgilbert Hall. Verdrießlich ging er durch die Zimmer, über ihre traurige Leerheit seufzend. Er fand Alles in der besten Ordnung. Die de Fontenoys hatten wenig Schaden angerichtet. Alle Zimmer rochen nach Tabak; aber dieser Geruch ließ sich durch Oeffnung der Fenster und eine allgemeine Reinigung leicht wieder vertreiben. Im Ganzen hatte Mr. Migson keinen Grund, sich über den letzten Miether zu beklagen.

Er blieb diesen Abend von seinem Club im Prinzen von Wales weg, da er sich scheute, seinen beleidigten Mitbürgern unter die Augen zu treten und er brachte seine Stunden traurig genug am häuslichen Heerd zu, mit kummervollem Schweigen die Prophezeiungen seiner Frau anhörend, daß Boisgilbert Hall für lange Zeit unvermiethet bleiben würde.

Er saß am folgendem Morgen in seinem Geschäftszimmer, den Katalog für eine bevorstehende Versteigerung entwerfend, als ein kleiner Mann mit einem scharfen, intelligenten Gesicht hereinkam.

„Habe ich das Vergnügen, Mr. Migson zu sehen?" fragte er.

„Ja, Sir, mein Name ist Migson," antwortete der Auctionator, aufspringend und dem Fremden einen Stuhl reichend.

„Mein Name ist Peacock und ich bin ein Detectivbeamter, zur Londoner geheimen Polizei gehörig," sagte der Fremde mit scharfer conciser Stimme, die mit seinen scharf ausgeprägten Zügen im Einklang stand. „Sie haben einen Brief an einen Privat-Detectiv geschrieben, worin Sie eine Aufklärnng über einen Mann de Fontenoy wünschten."

„Ich habe einen solchen Brief geschrieben," antwortete Mr. Migson; „aber ich habe seitdem Ursache zur Annahme gehabt, daß Mr. de Fontenoy eine vollkommen zahlungsfähige Person ist, kurz, daß ich in einem unglücklichen Irrthum befangen war."

„Was soll das heißen. Er hat Sie wohl, wie ich vermuthe, bezahlt?"

„Ja, er hat Alles bezahlt, was er mir schuldig war."

„Und er hat Sie wahrscheinlich in Gold bezahlt?"

„Woher wissen Sie das?“ fragte der erstaunte Auctionator.

„Weil der Mann, für den ich ihn halte, zuweilen sehr freigebig mit seinem Gold ist. Doch das Beste wird sein, wenn ich selbst hingehe und einen Blick auf ihn werfe. Wollen Sie wohl so gefällig sein, mir den Weg nach Ihrem Hause zu zeigen?“

„Die de Fontenoys haben St. Dunstans gestern um zwei Uhr verlassen,“ erwiederte Mr. Migson.

„Den Teufel haben Sie! So ist mir leider die Gelegenheit entschlüpft, einen höchst wichtigen Fang zu machen. Ich habe heute erst einen Wink von dem Manne erhalten, an den Sie gestern geschrieben haben. Es war ihm Niemand in der Schwindlerbranche bekannt, auf den Ihre Beschreibung paßte; er glaubte aber, es möchte ein Geschäft für mich sein. War dieser de Fontenoy ein großer schwarzer Mann, mit einer kleinen Narbe über dem rechten Auge und einem stark hervorstehenden Kinn?“

„Ja, das ist der Mann.“

„Ich hatte mir's gedacht. Sie haben doch das

Geld, das er Ihnen bezahlt hat, noch nicht ausgegeben?"

„Nein."

„Lassen Sie mich's ansehen."

Mit schwerem Herzen öffnete Mr. Migson seine eiserne Geldkasse. Er übergab das kleine Säckchen dem Detectiv, der die Schnüre desselben löste und mit einer verächtlichen Geberde einen Haufen glänzende Sovereigns auf den Tisch des Auctionators schüttete.

„Horchen Sie auf," rief er, „haben Sie jemals Gold so klappern hören? Betrachten Sie das Gepräge," setzte er hinzu, den Rand eines Sovereigns mit dem Daumen befühlend. „Nicht übel gemacht; aber doch kein Vergleich zu der echten Münze."

„Wollen Sie damit sagen, daß das Geld falsch ist?" stammelte Mr. Migson.

„Jedes Stück davon. Diese Sovereigns sind im Handel pr. Stück ein Shilling werth, und Mr. de Fontenoy ist ein Mann, der allgemein unter dem Namen „Schlüpfriger Joseph" bekannt und einer der verwegensten Falschmünzer ist, die jemals gelebt haben. Eine Menge falscher Goldmünzen sind in den letzten

sechs Monaten in Umlauf gebracht worden und Niemand konnte herausbringen, woher sie kamen. Es gibt keine Höhle in London, die wir nicht durchsucht haben, während dieser Gentleman und seine Genossen ihr Werk in dem kleinen Städtchen hier ruhig und ungestört vollbrachten. Und jetzt lassen Sie uns gehen und ihr Haus besichtigen."

Mr. Migson begleitete den Polizeimann nach Boisgilbert Hall und in dem Keller des Hauses fanden sie reichliche Beweise von dem verbrecherischen Gewerbe, das der „Schlüpfrige Joseph" und seine Bande betrieben hatten, während ihre Mitschuldigen in London und andern großen Städten das falsche Geld in Umlauf setzten. Mr. Peacock eilte sogleich nach seiner Untersuchung nach London zurück, es Mr. Migson überlassend, seinen Verlust zu beklagen und die Hiobspost seinen Leidensgefährten mitzutheilen. Allgemeines Klagen und Jammern herrschten an diesem Abend in der Gesellschaft des Prinzen von Wales und es dauerte lange, ehe sich die Ladenhalter von St. Dunstans von dieser Erschütterung erholten. Zwei Monate nach seiner Abreise hatten sie dagegen die leere

Genugthuung, den Bericht über die Verhaftung von Mr. de Fontenoy zu lesen. Er hatte ein großes Haus zu Baywater gemiethet und stand zur Zeit seiner Verhaftung hoch in der Meinung der dortigen Handelsleute. Er wurde mit seinen Mitschuldigen, den drei grauen Bedienten und dem angeblichen Verwalter Richards zu mehrjähriger Deportation verurtheilt. Mrs. de Fontenoy, welche früher Kammerjungfer im Hause des Lord Malplaquet gewesen, und deren Kenntniß der Verhältnisse der Familie ihrem Mann vielfach genützt hatte, war nicht in das verbrecherische Treiben der Bande verwickelt und hatte so nur ihre glänzende Stellung als die Tochter und Erbin eines russischen Prinzen zu betrauern.

Ein guter Hasser.

spielige gelehrte Bildung zu geben, geeignet, den jungen Menschen für die kaufmännische Laufbahn und für ein ruhiges bürgerliches Leben zu verderben, schickte der alte Samuel Rayner seinen Knaben in ein geachtetes Handelsinstitut, wo er in die Principien der kaufmännischen Wissenschaften eingeweiht werden sollte. Diese Art Erziehung kam dem Jungen zwar sehr langweilig vor, nichts desto weniger aber ertrug er sie geduldig genug und als er endlich nach sechsjährigem Aufenthalt das Institut verließ, war er ein tüchtiger Rechner, besaß eine vollkommene Kenntniß und Fertigkeit der französischen und deutschen Sprache und schrieb eine tadellose Handschrift.

Philip Rayners häusliches Leben in den ersten fünf Jahren, nachdem er die Schule verlassen, war nicht besonders heiter. Der alte Mann zog es vor, da zu wohnen, wo seine Voreltern gewohnt hatten — in einem großen düstern Haus, das sich an die Geschäftslocalitäten von Rayner, Rayner und Söhnen anschloß. Die Messingplatte an der Comptoirthüre, welche diese Inschrift trug, sah schon alt und abgenutzt aus, als Samuel Rayner noch ein kleiner Knabe

war und die Rayner, auf die sich die Firma bezog, waren damals zwei magere alte Männchen, welche schnupftabakbraune Westen und Röcke mit glänzenden Metallknöpfen und Perücken mit Haarbeuteln trugen.

Es war jedenfalls eine traurige Wohnung für die Jugend, dieses große düstere Haus, mit seiner breiten dunkeln Treppe, mit den vielen finstern Gängen und Winkeln und dem dunkeln Eichengetäfel in den Zimmern.

Zum Glück war Philip Rayner nicht mit einer lebhaften Einbildungskraft begabt. Er nahm das Leben sehr ruhig hin, wenn er es auch zuweilen für eine harte Sache hielt, daß sein Vater kein schönes Landhaus, mit Gärten, Glashäusern und Billardzimmer und keine Equipage wie andere Männer von seiner Stellung besaß; aber so oft er mit dem alten Herrn über diesen Punkt zu sprechen kam, stimmte er schließlich doch immer mit seinem Vater darin überein, daß es eine thörigte Sache sei, sein Vermögen für Luxus und Glanz zu vergeuden, um im Alter dem drohenden Bankerott gegenüberzustehen.

„Wenn ich einst sterbe, wirst Du einer der

reichsten Männer im Lederhandel sein, Phil," pflegte der alte Mann bei solchen Gelegenheiten zu äußern, „und Du würdest dies nicht sein, wenn ich Dich auf die Universität geschickt und mein Einkommen an Landhäusern und Wagen und Pferden vergeudet hätte."

So kam es, daß Philip, da er keine ausschweifenden Neigungen besaß, die Dinge nach und nach ganz aus dem Gesichtspunkte seines Vaters ansah und daß er, trotz seiner Jugend, bald dasselbe lebhafte Interesse für Vergrößerung seines Vermögens wie sein Vater an den Tag legte.

Mit der Zeit gewann er auch eine Vorliebe für das alte Haus, nahm vor den Jahren Junggesellengewohnheiten an und kam zu der Ansicht, daß wenig daran liege, wo ein Mann lebe, wenn er nur bequem wohne und sonst gut verpflegt werde. Im Uebrigen wurde der Haushalt von Samuel Rayner nichts weniger als in geiziger und schmutziger Weise geführt. Es war ein grauhaariger alter Hausmeister da, der seit mehr als dreißig Jahren die Verwaltung des Kellers und des schweren alten Silberzeugs besorgte.

Es war auch eine ebenso alte Haushälterin da, die noch den letzten der schnupftabakbraunen alten Herren gekannt hatte. Das übrige Dienstpersonal bestand aus zwei von der Haushälterin ausgewählten, sauertöpfigen Mägden von sehr gesetztem Alter.

Außer diesen befand sich kein anderes weibliches Wesen in dem kleinen Haushalt. Philips Mutter war gestorben, als er noch in zartem Knabenalter stand. Ein Porträt von ihr hing in einem dunkeln Gemach, das mit Philips Schlafzimmer in Verbindung stand, ein Bild, das kurz nach ihrem Tode dahin verbannt worden war, als der trostlose Gatte die Erinnerung an seinen Verlust nicht ertragen konnte, und das seitdem nicht mehr an seinen alten Ehrenplatz zurückgebracht wurde. Philip betrachtete zuweilen dieses Porträt und dachte darüber nach, welchen Unterschied es wohl in seinem Leben gemacht haben würde, wenn seine Mutter nicht todt wäre. Das Gesicht auf dem Bilde war angenehm, zart und sanft; dem Sohn aber schien es von himmlischer Schönheit zu sein. Dieses Gefühl für die Mutter, deren er sich kaum mehr zu erinnern vermochte, war vielleicht der

einzige Zug von Romantik in Philip Rayners Charakter.

Er stand in seinem dreißigsten Jahre und war seit zehn Jahren der Compagnon und Vertreter seines Vaters im Geschäft gewesen. Der Vater begann jetzt alt zu werden. Er war seit einem Jahre heftigen Gichtanfällen unterworfen, die ihn an seinen Lehnstuhl fesselten und Philip hatte die ganze Leitung des Geschäfts übernommen. Zwar fragte er seinen Vater täglich um Rath, aber dies war nichts weiter als eine leere Förmlichkeit, denn Samuel Rayners Gehirn verlor immer mehr seine Geschäftsfähigkeit.

In allen diesen Jahren, seit er an seinem siebzehnten Geburtstag die Schule verlassen, hatte Phil Rayner sich nur einen einzigen Freund erworben. Dies war ein junger Mann, der etwas später als correspondirender Commis, besonders für die ausländische Correspondenz, die in dem Hause Rayner sehr bedeutend war, in das Comptoir aufgenommen wurde. Der Jüngling war zwei Jahre jünger als Philip und kam frisch von einer deutschen Universität, als er seine commercielle Laufbahn begann. Sein

Name war George Tolson und er war der Sohn eines Majors, der ein sehr hübsches Vermögen durchgebracht und sich eines Morgens in einem Anfall von Delirium tremens den Hals abgeschnitten hatte, eine Wittwe und zwei Waisen in der hilflosesten Lage hinterlassend.

Einige wohlwollende Freunde hatten der verlassenen Frau beigestanden. Man hatte den Knaben nach Deutschland und das Mädchen in ein Institut zur Erziehung von Offizierstöchtern gesendet. So hatten sie sich, mit Mühe und Noth, durchgekämpft, bis der Knabe im Stande war, seinen eigenen Lebensunterhalt zu erringen und das Mädchen das Alter erreicht hatte, um die Stelle einer Gouvernante einzunehmen. Die Mutter hatte irgendwo in einer obscuren Straße auf der Surrey-Seite der Themse eine Wohnung, und hierher kehrte George jeden Abend, wenn seine Geschäftsstunden im Comptoir vorüber waren, zurück.

Die Freundschaft zwischen diesen beiden jungen Männern war nicht plötzlich oder rasch entstanden. Philip Rayner gehörte nicht zu den heißblütigen, leichtbewegten Charakteren und George Tolson, obschon

frei und offen wie die Lüfte des Himmels, war zu stolz, um den geringsten Annährungsversuch an den Sohn seines Brodherrn zu machen. Eine Zeit lang benahmen sich diese Beiden mit der größten Zurückhaltung gegen einander; aber sie waren die einzigen jungen Leute im Comptoir und nach und nach schmolz das Eis, bis die Bekanntschaft in Freundschaft reifte. Sie hatten wenig Gemeinschaftliches in ihrem Geschmack. George Tolson war lebhafter und in seinem Temperament heiterer und fröhlicher als der Sohn seines Gebieters; aber sie waren Beide jung und das knüpfte ein Band zwischen ihnen. Auch war das nicht das einzige Verbindungsglied. Es gab Umstände in George Tolsons Leben, welche ein lebhaftes Interesse in Philip erweckten. Er hatte entdeckt, daß George die Hauptstütze und der liebende Gefährte seiner Mutter war und er beneidete ihn um ein so zartes Band, um eine so kostbare Pflichterfüllung. Er pflegte zuweilen an Sommerabenden mit George nach Hause zu gehen und nach seinem Gang eine Tasse Thee bei der Wittwe zu trinken oder mit George Schach zu spielen, während dessen Mutter zusah.

Wenn er seinem Freund in irgend einer materiellen Weise hätte beistehen können, so würde er es gethan haben; aber er stand zu dieser Zeit noch unter der väterlichen Vormundschaft und Samuel Rayner hielt es für vollkommen genügend, daß er dem jungen Mann einen guten Gehalt bezahlte. Alles was Philip thun konnte, um der Wittwe seine Aufmerksamkeit zu beweisen, bestand in kleinen Geschenken, welche dazu dienten, ihre spärlich ausgestattete Wohnung zu verschönern — in einem Theeservice, in einem Schachspiel, in ein paar Porzellanvasen für den Kaminmantel u. s. w. Es waren kleine aber werthvolle Geschenke für Mrs. Tolson, die in den letzten Jahren solche kleine Annehmlichkeiten hatte entbehren müssen.

Und so verflossen die Jahre mit einer ruhigen Einförmigkeit, die indeß für Philip, der keine Sehnsucht nach einer Veränderung hatte, angenehm genug war. Er und George pflegten in den langen Sommerabenden, oder auch selbst in den Herbst- und Frühlingsmonaten viel mit einander herumzustreifen, theils in den Straßen der alten City, theils in der näheren oder entfernteren Umgebung derselben. Sie

waren sehr glücklich mit einander, George voll von wilden, sorglosen Reden über ein Leben, das verschieden von dem ihrigen wäre, über ein Leben von Abenteuern in entfernten Ländern, über ein Leben am Bord von Schiffen, im Lager und in häufigen Kämpfen mit wilden Feinden, kurz über ein Leben, wie er es zu führen wünschte, statt des trockenen Comptoirlebens, das keinerlei Aussicht auf eine Veränderung darbot.

„Wie Du weißt, George, erhält'st Du jedes Jahr eine Erhöhung Deines Gehalts, und das ist denn doch auch so schlecht nicht," sagte der praktische Philip. „Und wenn Du bei dem Geschäft bleibst, so werde ich später, wenn wir beide Männer von mittlerem Alter sind, im Stande sein, Dir einen Antheil an demselben zu geben."

„Ja, ich weiß, daß Du ein guter alter Bursche bist und Dein Vater ist auch gut gegen mich und ich bin im Ganzen genommen besser daran, als ich verdiene. Aber ich glaube nicht, daß ich für diese Art von Leben bestimmt war. Ich habe zu viel von dem Blute meines Vaters in mir. Die Tolsons waren seit undenklichen Zeiten Soldaten. Wenn meine

Mutter nicht gewesen wäre, so hätte ich mich schon längst anwerben lassen."

Er sah, während er dies sagte, sehr hübsch aus mit seinem braunen, lockigen Haare, das die leichte Sommerluft von seiner unbedeckten Stirne zurückwehte. Die beiden jungen Männer saßen auf einer alten Ballastkiste am Ufer des schnell dahinfließenden Stroms, einem Lieblingsplatz von ihnen zum Ausruhen nach einem langen Spaziergang.

Ja, er war sehr hübsch, in einem edeln malerischen Styl. Man hätte glauben können, daß das Blut der Cavaliere aus der Jacobitenzeit in seinen Adern rinne. Es lag eine Kraft und eine Fülle des Lebens in ihm, wie sie der modernen Jugend des Handelsstands nicht eigen zu sein pflegt. Die klaren blauen Augen konnten plötzlich aufflammen, wenn er erregt war, die beweglichen Lippen hatten hundert Veränderungen des Ausdrucks aufzuweisen. Er bildete in dieser Beziehung einen auffallenden Contrast mit seinem Freund, dessen dunkles, nicht unangenehmes Gesicht wenig Veränderungen unterlag. Eine stark ausgeprägte Stirne, ernste graue Augen, ein fester

Mund und eine klare dunkle Haut, dies waren die unterscheidenden Merkmale von Philip Rayners Physiognomie.

Bald darauf trat eine Veränderung in Philips Leben ein — eine Veränderung, die einen neuen Menschen aus ihm machte, von der er später den Beginn eines neuen Lebens datirte. Es war ihm, als ob sich ein Thor geöffnet hätte und er in eine neue Welt getreten wäre — eine Welt voll Licht, Luft und Sonnenschein, die schöner und freundlicher war, als Alles, was er bisher gesehen und geträumt hatte. Mit andern Worten, Philip Rayner verliebte sich.

Es trug sich eines Morgens zu, daß der alte Lederhändler weniger Interesse als gewöhnlich an dem Geldartikel der „Times“ nahm, das Blatt mit einem langen Seufzer weglegte und mit einem so eigenthümlichen Blick in das Feuer starrte, daß Philip aufmerksam wurde und fragte:

„Ist etwas Besonderes vorgefallen, Vater?“

„Nein, Phil, es ist nichts vorgefallen. Die Sache ist, ich habe einen Brief erhalten.“

„Wahrscheinlich einen Privatbrief?“ fragte Philip neugierig.

„Ja einen Privatbrief, Phil, in einer Handschrift, die ich nicht mehr in dieser Welt zu sehen wähnte, einen Brief von einer Todten.“

„Was willst Du damit sagen, Vater?“

„Als ich Deine Mutter heirathete, Phil, war es nicht eigentlich eine Liebesheirath, obschon ich Deine Mutter lieb hatte und sie später noch lieber gewann, die arme Seele. Aber ich hatte mich vorher schon verliebt gehabt und sie wußte es. Ich liebte eine Cousine von mir, eine Waise, die mein Vater und meine Mutter aus Barmherzigkeit erzogen hatten. Du würdest wahrscheinlich über mich lachen, wenn ich Dir sagte, wie ich dieses Mädchen geliebt habe; denn solche Dinge lauten thöricht, wenn ein Mann alt und schwach ist und mit einem Fuß im Grabe steht. Aber ich liebte Katharina Marsh von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Meine Eltern waren Anfangs dagegen, daß ich sie heirathete, da sie wußten, daß Katharina ganz vermögenslos war; aber sie liebten sie trotz ihrer Einwendungen und da mein Vater sah,

daß ich mein Herz auf die Heirath gesetzt hatte, so gab er nach und meine Mutter that natürlich dasselbe. So war bald Alles in Richtigkeit und ich hielt mich für den glücklichsten Menschen der Welt. Wohlan, Philip, es ist eine alte und ganz gewöhnliche Geschichte. Sie wurde mir untreu. Sie hatte mich, wie ich glaube, niemals geliebt. Wie aber dem auch sein mag, genug, sie ging mit einem Italiener, Namens Paroldi, der meine Schwester im Singen unterrichtete, durch. Er war ein liederlicher Taugenichts, der kaum etwas für sich hatte, als ein hübsches Gesicht und sein einschmeichelndes Benehmen. Sie ging eines Morgens mit ihm durch, ein kleines Billet für mich hinterlassend, worin sie mich um Verzeihung bat und benachrichtigte, daß sie kurz zuvor Katholikin geworden und in der katholischen Kirche von Moorfield mit Joseph Paroldi getraut worden sei."

„Was für eine herzlose Dirne!" rief der Sohn. „Gewiß hast Du niemals einen solchen Verrath wie diesen verzeihen können, Vater?"

„Freilich war es ein hartes Ding, zu verzeihen, Philip. Ich war Anfangs wüthend gegen sie und

hätte sie ermorden können, wenn sie mir in den Weg gekommen wäre. Aber nach und nach begann ich anders über sie zu denken, indem ich mich erinnerte, was für ein junges Ding sie war — kaum achtzehn Jahre alt — als sie diesen Schurken heirathete und mir Worte und Blicke von ihr ins Gedächtniß zurückrief, die auf einen geheimen Kummer hinwiesen, bis ich zu glauben begann, daß sie einen schweren Kampf gekämpft um mir treu zu bleiben und daß sie oft daran war, mir Alles zu bekennen. So kam es, daß ich ihr am Ende doch verzieh."

Philip zuckte mit einem unfreiwilligen Ausdruck der Verachtung über die Schwäche seines Vaters die Achseln.

„Ich hätte mich niemals dazu bringen können," sagte er.

„So denkst Du wohl jetzt, Phil," antwortete der Alte; „aber wenn ein Mann ein weibliches Wesen einmal geliebt hat, so taucht ihr Gesicht immer wieder vor ihm auf, mit der Bitte, nachsichtig von ihr zu denken, mag sie ihn auch noch so schlimm behandelt haben. Das Ende davon ist, daß er ihr verzeiht.

Die Erinnnerung an die Tage, wo er geglaubt, sie liebe ihn, erschüttert stets seine Standhaftigkeit und das Ende ist immer dasselbe."

„Bei mir würde es niemals so endigen," murmelte der junge Mann, grimmig seine Faust ballend. „Nichts auf der Welt könnte mich bestimmen, dem Weib zu vergeben, das mir untreu geworden. Was hat aber der Brief, den Du erhalten hast, mit dieser alten Geschichte zu thun, Vater?"

„Er ist von Katharina Marsh — Katharina Paroldi, der einzige und der letzte Brief, den sie mir jemals geschrieben. Sie ist todt. Eine andere Hand, diejenige ihrer Tochter, meldet mir dies am Schlusse des Briefs. Sie ist todt und hat ein einziges Kind, ein Mädchen hinterlassen, das letzte von einer großen Familie. Paroldi führte sie nach Westindien, wo sie eine Reihe von Jahren hindurch in ziemlichem Wohlstand lebten, aber viel Kummer hatten, da das Klima ihre Kinder, eines nach dem andern bis auf das eine hinwegraffte. Dann kam auch anderes Unglück hinzu. Der Mann wurde krank und starb vor zehn Jahren. Darauf unterhielt die arme Seele sich und ihr Kind

durch Musikunterricht. Sie hatte immer eine Stimme so klar und frisch wie die einer Lerche gehabt und ich glaube, daß es die Musik dieses Italieners war, die sie verführte. Und so brachte sie sich ziemlich gut durch, wie sie in ihrem Briefe sagt, bis sie sich dem Tode nahe fühlte und, da sie keinen vermöglichen Freund in der Welt besaß, dessen Güte sie für ihr Kind anflehen konnte, ausgenommen mich und da sie wisse, wie die arme Seele sagt, daß ich ein guter Mensch sei, so bitte sie mich aus christlicher Barmherzigkeit, wenn nicht wegen des Andenkens an jene Tage, wo ich sie geliebt habe, mich ihrer Tochter anzunehmen. Sie verlangt nicht von mir, daß ich viel für das Mädchen thun, nicht daß ich es adoptiren oder es ein müßiges Leben führen lassen soll; sie wünscht blos, daß ich ihm Gelegenheit verschaffe, auf redliche Weise seinen Unterhalt zu erwerben und es davor bewahre, daß es in schlimme Hände falle. Der Brief ist mir diesen Morgen durch einen Boten überbracht worden. Das Mädchen ist in London. Was soll ich thun, Phil? Du bist jetzt eigentlich der Herr hier. Was ich gespart habe, ist

für Dich gespart, was ich ausgebe, geht aus Deiner Tasche. Was sollen wir mit Katharina Paroldi anfangen? Sie ist nach ihrer Mutter Katharina getauft."

„Es ist heutzutage eine schwierige Sache für ein Frauenzimmer, seinen Lebensunterhalt zu erwerben," antwortete Philip nachdenklich, „für eine junge Person und für eine Fremde gar. Der Unterhalt eines Mädchens kostet wenig. Gewiß Vater, kann sie hier bei uns leben. Mrs. Dorking würde sich ihrer annehmen."

„Ja, für einige Zeit würde dies ganz gut gehen; später aber müßte sie ihren Unterhalt selbst erwerben, Phil."

„Sie würde nach einem oder zwei Jahren mehr mit den englischen Verhältnissen vertraut sein und Du könntest ihr eine Kleinigkeit vermachen, Vater."

„Ich kann darüber nichts sagen; es ist jedenfalls edelmüthig von Dir, Phil, daran zu denken."

Philip Rayner war nicht unedelmüthig. Der Gedanke, daß der Ertrag des Geschäfts und die Geldanlagen in den Fonds sich fortwährend vermehrten, war ihm zwar angenehm, aber er war kein Geiz-

hals und er scheute sich nicht, Geldausgaben zu machen, wenn er auch in Folge der Verhältnisse, in denen er aufgewachsen war, keinerlei Neigung zur Verschwendung hatte.

Katharina Paroldi kam also in das alte Haus in der Nähe des Tower. Sie war ein großes schlankes Mädchen mit einer durch die westindische Sonne gebräunten Gesichtsfarbe, nicht besonders hübsch, wie Philip Anfangs dachte, aber mit Augen von wundervollem Ausdruck und Schönheit, wie er sehr bald inne wurde, und mit einem sanften bezaubernden Wesen, dem das Herz eines Mannes nicht widerstehen konnte.

Sie war Anfangs nicht sehr fröhlich, dieses verwaiste Mädchen von siebenzehn Jahren, denn der Schatten eines großen Kummers lag auf ihr; desohngeachtet aber heiterte sie das alte Haus durch ihre bloße Anwesenheit mehr auf, als es Philip für möglich gehalten hatte. Es war etwas Neues für ihn, nach Hause zurückzukehren und sie in dem düstern getäfelten Wohnzimmer sitzen zu sehen. Sein Nachhausekommen war jetzt etwas ganz Anderes als früher. Er ertappte sich auch zuweilen darüber, wie er in den

Geschäftsstunden, wenn er eine lange Rechnung oder eines der gewichtigen Bücher vor sich hatte, an diese schwarzäugige Katharina dachte. Die Tage kamen ihm länger vor als sonst und er wunderte sich selbst über seine Eilfertigkeit des Abends nach Hause zurückzukehren, wo Katharina an einem kleinen Tisch in der Nähe des alten Mannes saß, mit einer feinen Handarbeit beschäftigt, wofür sie ein ganz besonderes Talent hatte.

Als Samuel Rayner sah, wie geschickt und fleißig sie war, meinte er, es werde ihr nicht schwer fallen, ihren eigenen Lebensunterhalt zu erwerben. Philip dagegen war der Ansicht, es würde für ein so sanftes und zartes Wesen eine harte Sache sein, wenn sie in die kalte grausame Welt hinausgestoßen würde. Und was würden sie ohne sie beginnen in diesem düstern alten Hause, nachdem sie einmal den magisch erheiternden Einfluß ihrer Gegenwart kennen gelernt hatten? Sie besaß hundert kleine Künste, durch die ein weibliches Wesen das traurigste Haus verschönern kann und nach und nach, als sie fand, daß sie das Recht habe, diese Dinge zu thun, übte sie ihre kleinen Künste

aus. Bald war eine neue Atmosphäre in dem alten Hause und Philip fühlte diese Veränderung lebhaft.

Vielleicht hegte Mr. Rayner der Jüngere um diese Zeit keine so große Vorliebe für die Gesellschaft seines Freunds George Tolson. Es war mitten im Winter und an Entschuldigungen wegen Aussetzung ihrer gewohnten Spaziergänge fehlte es deshalb nicht; aber Philip fühlte, daß er seinen Freund nicht ganz aufrichtig behandelte, und, um dies einiger Maßen wieder gut zu machen, lud er ihn ein- oder zweimal in der Woche zum Diner ein. Der alte Mann hatte keine Einwendung gegen seine Gesellschaft; der Sohn war jetzt ohnedies wie im Geschäft, so auch im Hause vollkommen der Herr.

Es mag sein, daß Philip von den Lippen seines Freundes, auf dessen Urtheil er baute, das Lob von Katharina Paroldi vernehmen wollte. Es gefiel ihm jedenfalls, wenn George von der Schönheit ihrer schwarzen Augen und dem Zauber ihres Gesanges sprach. Sie hatte in einer Ecke des Besuchzimmers den Schlüssel zu dem altmodischen Piano gefunden, auf welchem einst ihr Vater Miß Rayner singen ge-

lehrt hatte und sie sang und spielte ihrem Wohlthäter und seinem Sohne zuweilen des Abends etwas vor. Ihre Stimme war ein klarer, sehr angenehmer Sopran, ihr Spiel voll Zartheit und Gefühl. Sie sang alle englischen Balladen, welche Samuel Rayner liebte, außerdem italienische Musik des besten Genre, worin sie ihr Vater unterrichtet hatte, als sie noch ein Kind war.

Philip verstand nichts von Musik. Er hatte nur einen unbestimmten Begriff von Melodie, wenn Katharina sang und spielte. Ein angenehmer besänftigender Einfluß lag für ihn darin. Er würde ohne die Worte kaum einen ihrer Gesänge von dem andern unterschieden haben. Am meisten empfand er diesen Mangel, wenn George Tolson bei ihnen war, denn dieser hatte eine schöne Baritonstimme und viel Geschmack für Musik. Er sang auch öfters ein Duett mit Katharina und dies schien Beide einander näher zu bringen und zum erstenmale fühlte Philip eine eifersüchtige Regung. Er war wegen dieses Gefühls ärgerlich über sich selbst und machte große Anstrengung, über dasselbe Herr zu werden, indem er gerade

wegen dieser geheimen Schwäche seinen Freund öfters nach dem alten Hause einlud.

„Was habe ich von ihm zu fürchten, wenn sie mich liebt?“ sagte er zu sich, „und wenn nicht, was kann daran liegen, mit wem sie zusammenkommt? Aber ich glaube, sie liebt mich; ja, ich glaube, sie liebt mich.“

Er glaubte, sie liebe ihn. Er hatte ohne Zweifel Gründe, so zu denken. Das Mädchen hatte ein zutrauliches, liebenswürdiges Wesen und war gegen die Freunde, die ihr eine Heimath gegeben, im hohen Grade dankbar. Vielleicht war sie dem Eifer, ihre Dankbarkeit bei den verschiedenen kleinen Anlässen, wie sie sich täglich ergaben, an den Tag zu legen, zuweilen etwas freundlicher gegen ihren Cousin gewesen, als es für den Frieden seines Herzens gut war.

Ganz anders benahm sie sich indeß gegen George Tolson. Philip sah den Unterschied und diese Thatsache trug sehr viel zu seinem Glück bei. Gegen George war, wie Philip glaubte, ihr Benehmen zurückhaltend und kalt. Sie gab sich keine Mühe, ihm zu gefallen und seine Anwesenheit schien ihr gleich-

gültig zu sein. Nein, von George hatte er nichts zu fürchten.

So gingen die Tage und Wochen mit einer ruhigen Einförmigkeit hin, die für einen lebhaften Geist langweilig gewesen wäre; aber Philips Leben war ein neues Leben und er wunderte sich nur, wie er jemals in einer Welt habe leben können, die nicht durch Katharina Paroldis Gegenwart verschönert war. Nach und nach wurde sie, die er Anfangs nicht für hübsch gehalten, in seinen Augen eine wahre Schönheit. Ihr Aeußeres hatte sich auch wirklich einiger Maßen verändert, die dunkle Farbe ihrer Haut verschwand in der kühlen englischen Atmosphäre und ihr Gesicht wurde hell und blaß wie eine Lilie. Mit der Besserung ihres Gemüthszustands wurde ihr Lächeln strahlend und erhellte ihr Gesicht mit einer Art Glorienschein.

Philip hatte keine Eile mit seiner Bewerbung hervorzutreten. Er war von Natur zurückhaltend mit viel Stolz, der sich unter einem ruhigen Benehmen verbarg. Er beobachtete sie genau und hielt sich ihrer Liebe für sicher. Er brauchte nur zu sprechen,

wenn die geeignete Zeit herankam; sie mußte ja wissen, wie sehr er sie liebte. Unterdessen galten alle seine Träume der Zukunft, wo sie sein Weib sein würde. Er vermochte sich keinen Augenblick ohne sie zu denken. Die Möglichkeit, daß ihm der Wunsch seines Herzens versagt sein könnte, kam ihm niemals in den Sinn.

Und so ging die Zeit in dem alten Hause in tiefem Frieden hin. George Tolson kam an den längeren Frühlingsabenden sehr oft zum Besuch und er war fast ihr einziger Gast. Zuweilen machten auch die drei jungen Leute einen gemeinsamen Spaziergang. Philip führte dabei seine Cousine am Arm, während George an ihrer Seite ging und großentheils die Kosten der Unterhaltung trug.

So verfloß die Zeit, bis für Philip Rayner plötzlich eine Unterbrechung in diesem einförmigen Leben eintrat. Sein Vater bestand nämlich darauf, daß er eine Rundreise bei ihren Geschäftsfreunden im Norden von England antrete. Es waren in der jüngsten Zeit allerlei Differenzen und Schwierigkeiten mit den Kunden jener Gegend entstanden, deren Aus-

gleichung die persönliche Anwesenheit eines Principals nothwendig machte.

Samuel Rayner war überrascht, daß sein Sohn keine Neigung zeigte, dieses Geschäft selbst zu besorgen und den Vorschlag machte, einen Commis abzuordnen. Aber in dieser Beziehung zeigte sich der alte Mann unbeugsam. Ganz mit seiner früheren Energie erklärte er, die Sache liege so, daß sein Sohn selbst gehen müsse. So blieb Philip nichts Anderes übrig, als sich dem Auftrag zu unterziehen. Es war nur ein Geschäft von vier oder sechs Wochen und doch kam es ihm vor, als ob ihm sein Hauptlebensnerv abgeschnitten sei, als er dem alten Hause den Rücken wendete.

Er vergaß niemals diesen Abschied. Er sollte mit dem Nachtzug abreisen. Es war ein heller ruhiger Abend Anfangs Mai, als er das Haus seines Vaters verließ. Katharina hatte ihn an die Hausthüre begleitet, um ihm Lebewohl zu sagen. Zum erstenmal in seinem Leben küßte er sie. Gerade im letzten Augenblick, als bereits Alles zur Abfahrt bereit war, nahm er sie in den Arm und küßte sie auf die Lippen.

Es war ein langer leidenschaftlicher Kuß und er glaubte, es sei zugleich die Erklärung und das Siegel seiner Liebe. Sie konnte ihn jetzt nicht mehr mißverstehen, sie war von diesem Augenblick an die Seinige.

Katharina stieß einen leichten Ruf des Erstaunens oder des Tadels aus und lief die Treppe hinauf. Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Philip sprang in den Wagen und fuhr davon. Er sah sie einen Augenblick am offenen Fenster mit der Abendsonne auf ihrem Gesicht ihm nachsehend. Dieses Bild — das blasse junge Gesicht, die dunkeln Augen und das lose braune Haar im Rahmen des Fensters — verfolgte ihn während der ganzen langen Nachtreise. Auch die Erinnerung an diesen ersten Kuß, an das Siegel, das er auf seine Liebe gesetzt, verfolgte ihn.

Die sechs Wochen seiner Abwesenheit verlängerten sich zu zwei Monaten. Die Leute im Norden waren umständlich und Philip Rayner hatte viele Plätze zu besuchen. Nachdem er das Geschäft einmal übernommen hatte, war er entschlossen, es auch ganz zu thun, um so mehr, als er fand, daß sich die Sache durch seine persönliche Einwirkung angenehm genug

ordnete. Im Ganzen war seine Sendung eine vollkommen erfolgreiche.

Es war zu Ende Juni, als er die Heimreise antrat. Es herrschte ein herrliches Wetter und die Gegend, durch die der Weg ging, zeigte sich in ihrem schönsten Gewande. Aber Philip Rayner dachte wenig an die grüne Sommerwelt, durch die er die Fahrt zurücklegte. Seine Gedanken eilten dem Ende seiner Reise voraus. Wie würde ihn Katharina, sein Idol, empfangen? Mit Erröthen und schüchternen, niedergeschlagenen Blicken? Nein, er dachte dies kaum. Es war kein Erröthen auf dem Gesicht gewesen, das aus dem offenen Fenster auf ihn niedergeblickt hatte. Wie würde sie ihn empfangen, seine Geliebte, die ihm jetzt doppelt angehörte, seit er jenen leidenschaftlichen Kuß auf ihre widerstandslose Lippen gepreßt hatte?

Seine einzigen Briefe von Hause waren von ihrer Hand — liebe kleine Briefe, die ihm alle die kleinen, unbedeutenden Neuigkeiten des alten Hauses mittheilten und von der Lücke sprachen, die durch seine Abwesenheit entstanden war — reizende weibliche Briefe, die eine Schwester an ihren Bruder geschrieben haben möchte.

Er dachte niemals daran. Ihm waren sie die Briefe seiner Verlobten, seiner zukünftigen Frau.

In den letzten Tagen seiner Reise hatte er nichts mehr vom Hause gehört; sein Aufenthalt war auch zu unbestimmt gewesen. Er hatte aber keine Besorgniß vor einem Unglück, oder daß er eine Veränderung in seinem friedlichen Hause finden werde.

Es begann dunkel zu werden, als der Wagen, den er an der Station genommen, an der bekannten Thüre vorfuhr. Als er begierig an dem alten Hause emporblickte, befiel ihn ein großer Schrecken. Alle Vorhänge waren an diesem schönen Sommerabend herabgelassen. Sein erster Gedanke war an seinen Vater, sein erster Gedanke hatte das Wahre getroffen. Sein Vater war todt.

Der alte Hausverwalter öffnete die Thüre und empfing seinen neuen Gebieter mit einem feierlichen Gesicht — mit einem Gesicht, in welchem sich ein wahrer Schmerz ausdrückte, denn der Mann hatte seinen vieljährigen Brodherrn wirklich geliebt.

„Es gab niemals einen bessern Gebieter, niemals einen bessern Menschen," sagte er schluchzend. „Ja,

Mr. Philip, wir haben ihn verloren. Er fiel nach dem Frühstück in Ohnmacht, obschon er seine Zeitung gelesen hatte und Alles ganz so wie sonst war und er konnte kein Wort mehr sprechen, der arme liebe Gentleman. Es waren vier Aerzte zu gleicher Zeit bei ihm, denn Miß Paroldi wollte nicht daran glauben, daß keine Hoffnung mehr sei; aber sie konnten nichts für ihn thun. Wir haben vorgestern Abends ein Telegramm an Sie nach Sheffield abgesendet. Sie erhielten es doch, Sir?"

„Nein, ich habe Sheffield bereits in der vorigen Woche verlassen. Ich komme direct von Hull. Lassen Sie mich nach seinem Zimmer gehen, Jackson; ich möchte ihn sogleich sehen."

„Er sieht so ruhig aus, wie ein schlafendes Kind, Gott segne ihn! Ich bin sehr froh, daß Sie nach Hause gekommen sind, Sir. Es gibt Allerlei wegen des Begräbnisses anzuordnen, was wir nicht ohne Sie thun konnten."

Philip ging die Treppe hinauf nach dem Todtengemach, einem langen, mit Eichenholz getäfelten Zimmer, mit vier schmalen Fenstern, das düster genug

war, selbst wenn es von den Lebenden bewohnt wurde. Er hatte bisher kaum gewußt, wie sehr er seinen Vater liebte oder welch ein harter Schlag sein Scheiden für ihn sein würde. Für den Augenblick war selbst das Bild von Katharina aus seiner Seele verschwunden. Er blieb eine lange Zeit, fast eine Stunde, in diesem verdunkelten Gemach und dann ging er langsam die Treppe hinunter. Der Tag war noch nicht ganz zu Ende, obschon bereits die ersten Sterne durch das Treppenfenster hereinschienen, als er hinabstieg.

Im Vorplatze verbreitete eine Lampe ein schwaches Licht. Katharina kam aus dem Wohnzimmer, sehr blaß und in Schwarz gekleidet; es war eines ihrer schwarzen Gewänder, die sie für ihre Mutter getragen hatte. Sie reichte ihm die Hand, ihn mit ernstem, mit mitleidsvollem Gesichte anblickend.

„Es thut mir so leid um Sie, Cousin Philip,“ sagte sie, „und es thut mir so leid um meiner selbst willen. Ich habe ihn so sehr geliebt. Ich hatte aber auch Ursache, ihn zu lieben,“ setzte sie hinzu, in Weinen ausbrechend.

Sie traten in das Zimmer, wo sie schweigend beisammen saßen, bis es sehr spät wurde, nur zuweilen einige Worte wechselnd.

Zwei Tage später fand das Leichenbegängniß statt, eine stattliche Ceremonie, denn Philip Rayner wählte diese conventionelle Art, seine Achtung für den Todten auszudrücken, als die einzige Weise, in der er in den Augen der Welt, in der sein Vater gelebt hatte, dieses Gefühl darlegen konnte.

Mit tiefer Traurigkeit in seinem Herzen fuhr er nach Hause, als Alles vorüber und das traurige Werk des Tags vollbracht war. Nein, es war noch nicht Alles vorüber. Es mußte auch noch das Testament eröffnet werden, eine Ceremonie, welche nichts als eine bloße Förmlichkeit war, denn Samuel Rayner hatte nur wenige Verwandte und diese waren mit Ausnahme von Katharina Paroldi, sämmtlich reiche Kaufleute in entfernten Colonien. Das Testament war ein altes, von sechs Jahren her datirt und sehr einfach abgefaßt. Der alte Mann hinterließ jedem seiner Diener einen Jahresgehalt, ein kleines Legat dem Arzt, der ihn seit dreißig Jahren behandelt

hatte und den Rest des Vermögens seinem einzigen Sohne. Der Name von Katharina Paroldi war nicht erwähnt. Bei der Entwerfung des Testaments hatte Samuel Rayner noch nichts von dem Dasein des Mädchens gewußt und einen Nachtrag enthielt es nicht.

Nach der Ansicht Philips war dies von sehr geringem Belang. Alles, was er besaß, würde ja doch auch Katharina gehören. Es war jetzt an der Zeit, sich offen auszusprechen. Das liebe Mädchen durfte keine Stunde über die Sicherheit ihrer Stellung im Zweifel gelassen werden. Er wollte noch diesen Abend mit ihr sprechen. Es lag keine Unschicklichkeit, kein Mangel an Achtung für den Todten in diesem Schritt. Philip glaubte, daß seine Heirath mit Katharina der Herzenswunsch seines Vaters gewesen sei. Der alte Mann mußte ihre Verbindung vorausgesehen haben, sonst hätte er gewiß die Tochter von Katharina Marsh nicht in gänzlicher Armuth zurückgelassen.

Die Cousins saßen diesen Abend nach dem Diner, von dem Keiner von ihnen etwas angerührt hatte, allein beisammen. Es war ein warmer Sommerabend und das schwache Summen des abnehmenden City-

lebens drang durch die offenen Fenster zu ihnen herein. Das alte Haus hatte das Aussehen jener tiefen Stille, die den Wohnungen in der City an schönen Sommerabenden, wo Jedermann sich nach der frischen Luft der Hügel und nach dem grünen Laube der Bäume sehnt, eigen zu sein pflegt. Philip hatte jedoch an diesem Abend keine solche Sehnsucht. Ihm war das dunkle eichengetäfelte Zimmer ein Paradies. Er vergaß, daß er seinen guten alten Vater diesen Tag ins Grab gelegt hatte. Er konnte an nichts denken, als an Katharinas gedankenvolles Gesicht, wie sie an dem offenen Fenster saß, wo die Strahlen der untergehenden Sonne auf ihr Antlitz schienen, wie an dem Abend, wo er sie geküßt hatte. Die Worte, die er sich zu sprechen vornahm, kamen ihm nicht leicht an. Er liebte sie zu sehr, um übermäßig kühn zu sein. Aber in dieser letzten glücklichen Stunde seiner Jugend war kein Schatten von Zweifel in seiner Seele. Er hatte niemals an die Möglichkeit einer abschlägigen Antwort von Seite Katharinas gedacht; er hatte nie daran gedacht, daß er einen Nebenbuhler haben könne; er hatte nie daran gezweifelt, daß sie ihn liebe. In

gutem Glauben hatte er ihre dankbare und schwesterliche Zuneigung für Liebe genommen. Er scheute sich blos, daß er erst so spät seine Bewerbung vorbrachte, das war Alles.

„Katharina," sagte er endlich, seinen Stuhl näher zu dem ihrigen rückend, „ich habe Ihnen etwas zu sagen."

Sie hatte bisher fleißig gearbeitet; sie legte aber jetzt ihre Stickerei weg und kehrte ihm ihr ruhiges gedankenvolles Gesicht zu.

„Und ich habe ebenfalls mit Ihnen zu sprechen, Cousin," antwortete sie, plötzlich roth wie eine Rose werdend. „Ich hatte Ihnen in den letzten drei Tagen etwas zu sagen, aber ich habe nicht den Muth dazu gehabt. Und doch weiß ich, wie gut Sie sind und daß nichts in der Welt Sie unfreundlich gegen mich machen könnte."

„Gewiß nicht, Katharina. Unfreundlich gegen Sie, Katharina? Wie könnte ich jemals das werden?"

„Allerdings nicht und eben deshalb war es so thöricht von mir, daß ich mich scheute, offen mit Ihnen zu sprechen. Ich denke, Sie müssen wissen,

wie glücklich und friedlich mein Leben in diesem lieben alten Hause gewesen ist, Cousin Philip, und wie dankbar ich Ihnen und Ihrem theuren Vater für alle Ihre Güte gegen mich sein muß, aber — aber — wir sind Beide jung und es würde sich nicht für uns passen, hier für immer beisammen zu leben. Die Leute würden es für ungehörig halten. Mrs. Dorking hat mir dies vor einem oder zwei Tagen gesagt und am Abend nach Cousin Samuels Tod hatte ich einen Antrag für eine neue Heimath. Halten Sie mich nicht für undankbar und denken Sie nicht, daß es mir nur darum zu thun ist, von Ihnen fortzukommen, Cousin Philip. Ich kann mir nicht denken, daß eine Schwester ihren Bruder mehr liebt, als ich Sie liebe; aber ich muß gehen — Jedermann sagt das."

Sie blickte ihn ein wenig ängstlich an, während das Erröthen langsam von ihrem lieblichen Gesicht verschwand.

„Eine neue Heimath! Weshalb sollten Sie fortgehen, Katharina? Was brauchen Sie sich darum zu bekümmern, ob uns irgend ein boshafter Thor ver-

läumdet? Es ist kaum möglich, daß die Bosheit so weit geht und es kann uns so wenig daran liegen, denn“ — Und dann rief er, ohne den Satz zu beendigen aus: „Der Antrag einer neuen Heimath, Katharina? Welcher Heimath?“

„Mrs. Tolson — Georges Mutter — hat mich ersucht, bei ihr zu wohnen, bis — bis ich verheirathet bin.“

Sie erröthete jetzt wieder und die schweren Augenlider senkten sich auf die herrlichen dunkeln Augen nieder.

„Bis Sie verheirathet sind?“

„Ja, Cousin Philip. Ich hätte es Ihnen vielleicht früher sagen sollen, aber es geschah so lange Sie abwesend waren und es kam mir so abgeschmackt vor, darüber zu schreiben. George Tolson hat mich um meine Hand gebeten und — und ich liebe ihn so sehr — und wir werden uns in einem oder zwei Monaten verheirathen. Wir werden natürlich nicht reich sein, denn George hat seine Mutter zu unterhalten — das ist seine erste Pflicht — aber wir können

auch glücklich mit Wenig leben, wir lieben einander so innig."

Die Todtenblässe, welche das Gesicht ihres Cousins überzog, that plötzlich ihrem unschuldigen Bekenntniß Einhalt.

„Cousin, lieber Cousin Philip," rief sie, „Sie sind doch nicht böse?"

„Böse!" rief der junge Mann, „Sie haben mein Herz gebrochen! Wie, wußten Sie nicht, daß ich Sie geliebt habe? Wußten Sie nicht, daß alle meine Hoffnung auf Ihre Liebe gebaut war? Als ich Sie am Abend meiner Abreise küßte, wenn Sie vorher noch Zweifel gehabt hatten, konnten Sie da noch daran zweifeln, was ich für Sie fühlte?"

„Ich dachte es sei nur der Kuß eines Cousins. Wir waren ja wie Bruder und Schwester. Ich habe mir niemals träumen lassen, daß Sie eine andere Liebe für mich hegten als für eine Schwester."

„Natürlich!" rief Philip Rayner mit bitterem Gelächter. „Was ist leichter gesagt als das? Und er, der Schurke, der Verräther, der falsche Freund, den ich in dieses Haus gebracht, der niederträchtige

Schuft, der als Bettler in unsere Firma kam — auch er mußte hinter meinem Rücken heranschleichen und Sie wegstehlen."

„Halten Sie ein, Philip, ich kann diese Dinge nicht über ihn anhören. Welches Recht hatte er zur Annahme, daß Sie mich liebten? Es ist zu grausam, zu ungerecht; lieber Cousin, seien Sie vernünftig, kommen Sie zu sich selbst. Was ich auch gegen Sie gefehlt habe, es ist aus Unwissenheit geschehen. Ich werde nie aufhören, Ihnen dankbar zu sein, niemals aufhören, Gefühle der Zuneigung für Sie zu hegen. Seien Sie edelmüthig, Cousin Philip, sagen Sie, daß Sie mir vergeben wollen."

„Ihnen vergeben!" rief der Mann in blinder Wuth. „Bis ans Ende meines Lebens — und sollte ich hundert Jahre alt werden — werde ich nie mehr ein Wort mit Ihnen sprechen! Ich bitte Gott, daß ich Ihr Gesicht niemals mehr zu sehen bekomme."

Und mit diesen Worten auf den Lippen ging er aus dem Zimmer, verließ sie mit dem finstern Entschluß, diese Beiden, die ihn so schwer verletzt hätten, bis ans Ende seiner Tage zu hassen.

Er verließ sogleich das Haus und irrte die ganze Nacht hindurch in der einsamsten Umgebung der City umher, mit einem Fieber im Gehirn, ohne ein Gefühl der Ermüdung, selbst ohne Bewußtsein von der Scene um ihn her.

Die Sommersonne schien bereits hell, als er nach Hause zurückkehrte, seine Kleider weiß vom Staub und vom Nachtthau befleckt, sein Gesicht blaß und hohläugig. Er wusch sich und wechselte seine Kleider mit einem halb mechanischen Gefühl des Schicklichen und dann ging er in das Wohnzimmer hinunter, das ihm noch vor Kurzem ein so angenehmes häusliches Gemach geschienen hatte. Der einsame Frühstückstisch war nur für eine Person gedeckt und statt der Anwesenheit von Katharina Paroldi, war ein kleines Billet von ihr da, an Philip Rayner adressirt — ein zartes kleines Briefchen, worin sie ihn wiederholt ihrer Dankbarkeit für seine Güte gegen eine verlassene Waise versicherte, ihn nochmals bat, edelmüthig zu sein und Verzeihung zu üben, und ihm sagte, wie er auch gegen sie handeln möge, sie selbst werde niemals

aufhören, seine dankbare und liebende Katharina zu sein.

Er las den Brief dreimal mit einem wilden gierigen Ausdruck in seinem Gesicht, mit einem Gemisch von Haß und Liebe, dann ballte er ihn zusammen und warf ihn in den leeren Kamin. Nachdem er dies gethan hatte, beschloß er sein Leben nach einem neuen Plane zu beginnen, das falsche Mädchen sich aus dem Sinn zu schlagen und alle seine Energie und alle seine Gedanken dem Geschäfte zu widmen.

Der erste Brief, den er schrieb, als er sich zum erstenmal seit seiner Reise wieder an den Schreibtisch in seinem Comptoir setzte, war an George Tolson gerichtet, ihn benachrichtigend, daß seine Dienste nicht länger gewünscht würden und daß, falls er eine Geldentschädigung der gewöhnlichen Kündigungsfrist vorziehe, dies dem Gefühle seines gehorsamen Dieners Philip Rayner angenehmer sein würde.

Die Antwort darauf erfolgte rasch genug. Sie erklärte dem neuen Chef, daß Mr. Tolson weder eine Kündigung, noch eine Entschädigung beanspruche und

daß er das Comptoir bei Ablieferung seines Briefs an Mr. Rayner bereits für immer verlassen habe.

„Er wird wahrscheinlich eine andere Stelle finden,“ sagte Philip zu sich, „denn der Schurke ist geschickt und gescheidt. Er hatte bei uns 150 Pfd. des Jahrs; so viel wird er kaum anderwärts erhalten. Im besten Falle ist es nur ein anständiges Bettlerleben, ein Kampf um die bloße Existenz. Und was gibt es, das ich ihr verweigert hätte, wenn sie mein Weib geworden wäre? Ich bin überzeugt, daß sie zuweilen daran denken wird.“

In wie fern es Philip gelang, das Bild des Mädchens, das er so sehr geliebt, aus dem Herzen zu verbannen, war ihm nur allein bekannt. Von der Stunde an, wo er sie am Abend der Bestattung seines Vaters verließ, nannte er ihren Namen nicht mehr. Welche Neugierde er auch in Bezug auf ihr Schicksal gefühlt haben mochte, er verschloß sie in seiner eigenen Brust, keinen Versuch machend, ihren Aufenthalt zu erfahren.

Es war von dieser Zeit an, daß er von sich als einem guten Hasser sprach. Er hegte eine Art von

düsterm Stolz auf seinen Haß gegen George Tolson und Katharina Paroldi. Und doch würde er sich selbst, wie wir bereits gesagt, einen guten Christen genannt haben. Er war stets ein tüchtiger Geschäftsmann gewesen; aber seit seiner Enttäuschung widmete er sich den trockenen Arbeiten des täglichen Lebens mit neuer Energie. Sein Vater hatte ihm ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen, das er mit jedem Jahre noch vermehrte, während seine Ausgaben sich verminderten. Der alte treue Hausverwalter hatte sich mit seinen Ersparungen und dem Legat, das ihm sein verstorbener Herr vermacht, ins Privatleben zurückgezogen und Philip machte keinen Versuch, ihn zu ersetzen. Seine ganze Bedienung bestand jetzt aus der alten Haushälterin und einer der sauertöpfigen mittelalterlichen Mägde. Er war mit dieser Verringerung seines Haushalts vollkommen zufrieden. Es wurde dadurch Geld gespart und die Vermehrung seines Reichthums gewährte ihm eine Art grimmiger Genugthuung.

Die Jahre vergingen und er lebte ohne Veränderung irgend einer Art in dem alten langweiligen

Cityhause dahin. Freunde hatte er keine. Der einzige Mann, mit dem er jemals einen vertrauten Umgang gepflogen, war George Tolson. Bekannte hatte er natürlich in Geschäftssachen — Leute, die eine günstige Meinung von ihm hegten und ihn gerne als Gast in ihren Häusern gesehen hätten, aber er lehnte alle Einladungen ab. Die düstere Einsamkeit seines alten Hauses sagte seiner düstern Stimmung am besten zu. Die Leute fragten ihn zuweilen, warum er sich nicht eine Villa in einer der Vorstädte kaufe und mehr im Einklang mit seinem Vermögen lebe. Er antwortete ihnen stets mit demselben traurigen Lächeln, daß das Landleben keinen Reiz für ihn habe, er sei zu sehr an London gewöhnt und er liebe es.

So führte er das Leben fort, kaufend und verkaufend und täglich reicher werdend; jeden Tag in dasselbe einsame Gemach heimkehrend, allein spärlich essend und trinkend; die langen Abende mit einem unbenützten Buch vor sich auf dem Tisch in gänzlicher Abgeschiedenheit zubringend, oder allein die bekannten Straßen der Stadt und Vorstädte durchwandernd, wie er es früher in Gesellschaft von George Tolson

gethan hatte und in Bezug auf irgend ein Vergnügen oder auf eine Abwechselung im Leben hätte man ihn recht wohl mit einem elenden Galeerensklaven vergleichen können, der unter der südlichen Sonne von Frankreich sein hartes Tagewerk verrichten muß. So gingen die Jahre hin und brachten ihm keine Kunde von Denjenigen, die er haßte, keine Veränderung in seinem eigenen einförmigen Leben. Es war zehn Jahre, nachdem sie sein Haus verlassen, als er Katharina Paroldi, oder wie sie jetzt genannt wurde, Katharina Tolson zuerst wiedersah. Sie streifte an einem Winterabend bei einbrechender Dunkelheit in einer der belebtesten Citystraßen an ihm vorbei, eine große schlanke Gestalt, in Schwarz gekleidet, mit großen dunkeln Augen und einem abgezehrten Gesicht. Erst als sie einige Augenblicke an ihm vorüber war, fühlte er an dem schnelleren Schlage seines Herzens, wer es war, die ihm so nahe gewesen. Er kehrte sich um und wäre ihr gern gefolgt, getrieben durch eine seltsame Neugierde, die Umstände ihres Lebens kennen zu lernen; aber sie hatte sich bereits in der Menge verloren.

Gütiger Himmel, wie verfolgte ihn ihr Gesicht nach diesem Novemberabend! Sie war arm, ein einziger Blick in ihr abgehärmtes Gesicht hatte ihn davon überzeugt — arm und sorgenvoll, allein in der Citystraße von der Menge herumgestoßen, nach irgend einem schmutzigen Zufluchtsort, ihrer Heimstätte eilend, sie, für die das Leben ein einziger heiterer Feiertag gewesen wäre, wenn sie sein Weib hätte werden wollen. Er lachte laut bei dem Gedanken an seinen Reichthum und die Heimstätte, die er ihr hätte geben können. Nicht jenes düstere Cityhaus, das gut genug für ihn war, sondern einen Vorstadtpalast in einem Feenland von Gärten, Equipagen, Lakaien und Diamanten um die blasse Stirne zu krönen. O Gott, wie ganz anders wäre das Leben für Beide gewesen, wenn sie ihn nur geliebt hätte! Er haßte sie mit doppeltem Hasse bei dem Gedanken, was sie Beide verloren hatten, haßte sie ebenso sehr für das Elend, das sie sich, wie ihm bereitet hatte.

Zu Hause angelangt, nahm er sein Bankbuch heraus und zählte die Tausende, die er in den Fonds angelegt hatte. Seit er es das letztemal in der Hand

gehabt, waren ein paar Tausende mehr hinzugekommen. Ein paar Tausend Pfund und dieses arme abgemagerte Gesicht von ihr hatte ausgesehen, als ob eine Zehn-Pfundnote eine Wohlthat für sie sein würde.

„Ich habe nie geglaubt, daß George Tolson sein Glück im Leben machen würde,“ sagte Philip Rayner diesen Abend zu sich, „er war zu flüchtig dafür. Gescheit ist er, das gebe ich zu, aber von jener Art oberflächlicher Gescheidtheit, die einem Mann selten dazu verhilft, ein Vermögen zu erwerben.“

Von dieser Zeit an stand ihm das Gesicht, das er an jenem Abend einen Augenblick in der belebten Citystraße gesehen, immer vor Augen. Es hatte ihn in seiner jungfräulichen Grazie und Schönheit verfolgt und verfolgte ihn jetzt wie der traurige Schatten einer wandernden Seele im Hades und dennoch sagte er sich noch immer, daß er sie hasse. Was konnte ihn ihre Armuth kümmern? Wenn sie auch vor ihm, um Hilfe flehend, auf den Knieen läge, so würde er doch so taub wie Stein gegen ihre Bitten sein. Sie hatte für sich gewählt, sie mußte nun auch die Folgen davon tragen.

Es war hierauf mehr als ein Jahr vergangen, als er den Mann wiedersah, der einst sein Freund gewesen — George Tolson. Die beiden Männer begegneten einander an einer dunkeln Straßenecke in der Nähe der Börse, Philip von einem angenehmen Besuch bei seinem Mäkler zurückkehrend, der andere plötzlich aus einem Wirthshause heraustretend, eine hagere armselige Gestalt mit einem abgemagerten, unrasirten Gesicht.

Eine schwache Röthe überflog das sorgenvolle Antlitz, als der Mann den Sohn seines früheren Brodherrn erkannte und er machte Miene, als ob er mit ihm sprechen wollte; aber Philip Rayner eilte, so schnell er konnte, an ihm vorüber, sehr blaß und mit einem finstern, fast drohenden Gesicht. Nein, es war nichts als Haß für diesen Mann in seinem Herzen. George Tolson sah ihm einen Augenblick unentschlossen nach, dann stieß er einen schweren Seufzer aus und ging langsam weiter. Welche unbestimmte Hoffnung ihn auch dazu getrieben hatte, sich diesem einstigen Freunde zu nähern, sie erstarb sofort beim Anblick dieses blassen zornigen Gesichts.

So verlor Philip Rayner zweimal die Gelegenheit, das Schicksal dieser zwei Personen kennen zu lernen, die ihm einst so theuer gewesen.

Und doch gab es Zeiten, wo er die Welt darum gegeben hätte, etwas Näheres über ihr Schicksal zu erfahren; ob sie den Becher des Mißgeschicks bis auf die Hefe geleert, und ob Katharina das Opfer, das sie gebracht, bereute. Er mochte thun, was er wollte, er konnte sie nicht aus seinen Gedanken verbannen. Die Betrachtung seines eigenen Wohlstands war angenehm genug, aber ihr trauriges Gesicht drängte sich zwischen ihn und das Bild des goldenen Kalbes, das er sich auf den Altar gestellt. Bedauerte er sie? Nein, gewiß nicht. Er bestand nicht aus dem Stoff, um eine solche Beleidigung zu vergeben. Er war ein guter Hasser.

Ein weiteres Jahr war vergangen und Philip Rayner hatte sein vierzigstes Jahr erreicht. Es war sein Geburtstag, ein düsterer, sonnenloser Tag, spät im Oktober, mit einem scharfen Ostwind, der den ganzen Tag über blies. Ein Geburstag ist stets ein trauriges Ereigniß für einen Mann in höheren Jahren,

der allein in der Welt steht. Niemand hatte für Philip Rayner bei diesem neuen Abschnitt in seinem Leben einen Glückwunsch, nicht einmal seine Diener, denn er hatte sich längst alles Ceremoniel an diesen Tagen verbeten und keine Flasche Wein wurde in der Küche geöffnet, um die Gesundheit des Gebieters zu trinken. Er war ein Mann, der sich rühmte, daß er längst alle Sentimentalität abgeschworen habe und dennoch berührte ihn seine Einsamkeit, seine gänzliche Isolirung gerade an diesem Tage ein wenig schmerzlich. Und es würde in allen den kommenden Jahren ganz ebenso sein. Er besaß keinen einzigen Freund in der Welt. Er konnte noch vierzig solcher Geburtstage erleben in demselben düstern, alten Hause, in derselben todtenartigen Stille und Einsamkeit. Zum erstenmale kamen ihm diese dunkeln, getäfelten Wände schrecklich vor. Sie schienen ihn wie die Mauern eines Kerkergewölbes zu umschließen. Er sprang in einem plötzlichen Ausbruch von Verzweiflung von seinem Sitz am Kamin auf und eilte aus dem Hause. Als er sich einmal in der freien Luft befand, war es ihm ziemlich gleichgiltig, wohin er ging. Die Uhren

schlugen Sieben, die Geschäfte des Tages waren großentheils vorüber und das Leben in den Straßen begann allmälig abzunehmen. Er durchschritt mehrere Straßen, unbekümmert, wohin er ging, bis er sich in einem öden Winkel einer der äußersten Vorstädte befand.

Die Besichtigung dieser schmutzigen Straßen gewährte Philip Rayner ein gewisses Vergnügen. Wahrscheinlich war es ihm angenehm, den Schmutz und das Elend, das hier überall vorherrschte, mit seiner günstigen Lage zu vergleichen. Wenn er Niemand hatte, der ihn zu seinem Geburtstag begrüßte, so konnte er sich wenigstens selbst über seinen Reichthum beglückwünschen.

Er wunderte sich nur, wie die Menschen in dieser Gegend ihr Dasein zu ertragen vermochten. Jedenfalls waren sie nicht vereinsamt. Wohin er einen Blick in ein erleuchtetes Gemach that, sah er eine Familiengruppe versammelt. Er hörte da und dort durch die offenen Thüren Kinderstimmen, oder Frauen vor den Häusern mit einander schwatzen. Diese unglücklichen Geschöpfe schienen trotz ihres Elends fast

glücklich. Er ärgerte sich bei dem Gedanken, daß dies wirklich der Fall sein könne, daß so wenig zum Glück nothwendig sei und daß er es trotzdem verfehlt habe.

Er wandte sich darauf in eine dunklere und einsamere Straße, als die übrigen, wo es viele leere Häuser gab und die Verödung größer war, als er sie anderwärts gesehen hatte. Indeß waren die Häuser besser und größer als diejenigen in der Nachbarschaft.

Hier war Alles so still, daß Philip Rayner auf der andern Seite der Straße das unterdrückte Schluchzen eines Kindes vernehmen konnte, welches mit gefalteten Händen auf Etwas am Boden niederblickte, ein kleines Bild der Verzweiflung. Er war im Allgemeinen kein hartherziger Mann und er konnte den Schmerz eines Kindes nicht ganz ohne Bewegung mit ansehen. Rasch ging er über die Straße zu dem Kinde. Es war ein kleines zartes Mädchen, dessen Aussehen bei aller Aermlichkeit einen bessern Stand verrieth, mit einem blassen intelligenten Gesicht, ein

Mädchen, das im Alter zwischen acht und zwölf Jahren stehen mochte.

„Was hast Du, mein Kind?" fragte Philip freundlich.

„Die Arznei, Sir, die Arznei für Mama," antwortete das Mädchen, noch immer auf den Boden blickend, wo Philip nun die Ueberreste eines zerbrochenen Glases wahrnahm. „Sie ist sehr theuer. Ich hatte sie aus der Apotheke zu holen und sie schlüpfte mir aus der Hand, gerade als ich in der Nähe unseres Hauses war und ich habe mich doch so sehr in Acht genommen. O Himmel, was soll ich jetzt anfangen?"

„Natürlich aufhören zu weinen, meine kleine Maid und eine andere Flasche Arznei holen. Das ist das Beste, was geschehen kann."

„Aber das Geld, Sir. Ich sollte solche Dinge nicht sagen; aber es war das letzte, das sich im Hause befand. Es ist keines mehr da. Mama wird ohne Arznei bleiben und sie ist so sehr, so sehr krank."

„Das soll sie nicht meine Kleine. Komm mit mir

zum Apotheker und ich will hinreichend Geld für ihn finden.“

„O, wollen Sie wirklich, Sir? Wie gut, wie sehr gut von Ihnen!“

Das Mädchen faltete die Hände und sah mit entzücktem Blicke zu ihm empor. Sie standen gerade unter einer einsamen Gaslampe. Was lag in dem Gesicht der Kleinen, das ihn plötzlich so erregte? Etwas, ein Blick, ein Zug, der ihn an ein anderes Gesicht erinnerte, das ihn jetzt selten verließ. Und doch bestand keine besondere Aehnlichkeit zwischen den beiden Gesichtern. Die Augen des Mädchens waren blau, sein Haar hellbraun. Nur im Ausdruck konnte es Aehnlichkeit mit Katharina Paroldi haben. Aber der Ausdruck war vorhanden — ein flehender, mitleiderregender, der ihm geradezu zum Herzen drang. Und er hatte keinen Grund, sich gegen dieses Kind zu stählen. Er konnte dem launischen Gefühl nachhängen, das jenes unbestimmte Etwas in ihren Zügen erweckt hatte. Er konnte gütig gegen dieses arme Mädchen sein, ohne daß er seinem Hasse etwas zu vergeben brauchte.

Es war ein ziemlich langer Gang nach der Hauptstraße, wo der Apotheker wohnte und er hatte Zeit genug, das kleine Wesen zu studiren, das so geduldig neben ihm herging, zu ihm emporblickte und alle seine Fragen mit einer sanften Dankbarkeit beantwortete, die ihn tief ergriff. Was er dagegen that, war ja so unbedeutend; der Betrag belief sich höchstens auf ein paar Schillinge. Wie verlassen mußten die Armen sein, wenn ein so geringer Dienst von ihnen so hoch angeschlagen wurde.

Das Mädchen war eilf Jahre alt, das älteste der Familie. Es waren noch drei andere Kleine zu Hause, zwei Mädchen und ein Knabe. Papas Name war Turner. Er war sehr unglücklich, konnte keine Stelle in der City erlangen und verdiente jetzt ein wenig dadurch, daß er für eine obscure Zeitung schrieb. Er sei sehr geschickt, sagte das Kind, aber nicht so gut wie Mama. Und die arme Mama habe all die Sorge und den Kummer so schwer gefühlt, daß sie sehr krank geworden sei. Es sei ihr Herz, sage der Arzt.

Alles dies erzählte ihm das kleine Mädchen mit

kindlicher Offenheit und zugleich mit einem Tone, welcher bewies, daß harte Erfahrung das Kind älter gemacht hatte, als seine Jahre waren. Sie fanden die Apotheke noch offen, ließen die Arznei bereiten und dann begleitete Philip Rayner das kleine Mädchen, das er nicht ohne Schutz durch die einsamen Straßen gehen lassen wollte, nach ihrem Hause zurück. Sie bat ihn zwar, sich ihretwegen nicht zu bemühen. Sie sei ganz daran gewöhnt, so spät noch auswärts zu sein, sagte sie; aber er wollte sich nicht abweisen lassen und er ging mit ihr nach Hause, getrieben durch eine seltsame Neugierde, den Ort zu sehen, wo sie lebte.

Die Kleine führte ihn in das Wohnzimmer, ein kahles ärmliches Gemach, obschon es reinlich war und man offenbar den Versuch gemacht hatte, ihm einiger Maßen ein behagliches Aussehen zu geben. Die spärlichen Möbel waren von der kläglichsten Beschaffenheit — ein alter lahmer Tisch und ein paar schadhafte Rohrstühle. Das war Alles. Eine ungekämmte Magd, ein Mädchen von 14 bis 15 Jahren, kam, als sie eintraten, aus einem Nebenzimmer hervor, mit

einer Talgkerze in der Hand, bei dessen schwachem Lichte Philip Rayner seine erste Umschau in dem Gemache hielt. Es schien, als ob die Kleine seine Gedanken bei diesem Blicke errathen hätte.

„Es sind nicht unsere Möbel,“ sagte sie. „Diese sind uns vor länger als einem Monat zur Bezahlung der Miethe abgepfändet worden. Einige gute Nachbarn haben uns diese Dinge geliehen und der Hausherr läßt uns hier wohnen, bis das Haus vermiethet wird. Wenn dies geschieht, müssen wir ausziehen.“

„Wie lange sind Sie ausgeblieben, Miß Mary,“ rief das Hausmädchen, den unbekannten Besucher neugierig betrachtend. „Ihre Mutter hatte Angst um Sie.“

„Ich hatte ein Unglück mit der Arznei, Sally. Ohne die Güte dieses Gentlemans hätte ich gar keine mitbringen können.“

Das ungekämmte Dienstmädchen, das offenbar weichherziger Natur war, erhob die Hände und blickte den Fremden mit sichtbarer Bewunderung an.

„Gott weiß es, Sie haben nicht viele Freunde,

armes Kind," sagte sie. „Es ist gut, wenn Jemand sich ihrer annimmt."

„Und, Mama?" fragte das kleine Mädchen lebhaft. „War sie besser, während ich fort war?"

„Sie ist sehr ruhig," antwortete die Dienerin ausweichend; „aber Sie wissen ja, daß sie immer so ist. Klagen kommen nie über ihre Lippen."

„Und haben die Kinder geschlafen?"

„Wie die Ratzen, Miß Mary. Ich wünschte nur, Sie wären auch im Bette bei ihnen, wie Sie es in Ihrem Alter sein sollten."

„Ja," erwiederte Philip, „es ist spät für dieses arme Kind und es scheint ein gebrechliches kleines Wesen zu sein."

„Ah, Sir," antwortete die Dienerin mit einem Seufzer, „wenn Sie wüßten, was das Kind auszustehen hat, wie geduldig es ist und was es für einen Kopf besitzt, über seine Jahre hinaus! Und was mich betrifft, so habe ich seit sechs Monaten keinen Pfennig Lohn, wohl aber harte Worte vom Herrn erhalten, wenn er in übler Laune war. Aber ich habe nicht das Herz, sie zu verlassen."

„Nein, nein, liebe Sally, Sie können mich nicht verlassen,“ sagte das Kind, sie umfassend.

Philip Rayner blickte die Beiden an und wunderte sich über diesen neuen Einblick in das Leben. Das Kind war in Mitte ihrer Armuth eine solche kleine Lady, es zeigte viel Anmuth und Feinheit in seinem Benehmen, daß er sich mehr für dasselbe interessirte, als er es bei einem Wesen, das ihm so fern stand, für möglich gehalten hätte. Er saß da und betrachtete die Kleine, bei sich erwägend, was er thun könne, um ihr nützlich zu sein.

„Ich werde morgen wiederkommen, Miß Turner,“ sagte er, „um mich nach Ihrer Mama zu erkundigen, wenn Sie nichts dagegen haben.“

„O nein, nein, wirklich nicht; ich bin Ihnen so dankbar.“

Dann verließ er das Haus, dem Dienstmädchen, das ihm die Treppe hinableuchtete, einen halben Sovereign in die Hand drückend. Er hielt es für wahrscheinlich, daß Etwas, was er der Dienerin gab, der ganzen Familie zu gut komme und er hätte nicht

um die Welt, der Kleinen Geld anbieten mögen, obgleich sie so offen ihre Armuth bekannt hatte.

Als es am folgenden Abend zu dunkeln begann, fuhr er in einem Cab nach dem Hause, allerlei kleine Leckerbissen mit sich nehmend, von denen er glaubte, daß sie der Kranken zuträglich sein könnten — einen Korb, der ein halbes Dutzend Flaschen ausgewählten Weins aus seinem Keller enthielt, einige köstliche Warmhaustrauben, ein Packet feinsten Thees und einige Büchsen mit conservirter Fleischbrühe. Das Gefühl, persönlich etwas für das Wohlergehen seines Nebenmenschen zu thun, war ihm etwas ganz Neues und es schien seinem Leben einen frischen Impuls zu geben. Wahrscheinlich hatte er die gänzliche Vereinsamung und Nutzlosigkeit desselben mehr gefühlt, als er sich selbst eingestanden.

Er begnügte sich aber noch nicht damit, der Kranken diese Gegenstände zu bringen, sondern kaufte auch noch auf dem Wege ein nettes Arbeitskästchen für seinen kleinen Liebling. Es mochte ihr vielleicht von keinem großen Nutzen sein; aber er war überzeugt, daß es ihr gefallen würde.

Er fand das Wohnzimmer, in dessen Kamin ein kleines Feuer brannte, sehr reinlich und Mary Turner mit einer Nadelarbeit beschäftigt. Er war offenbar erwartet worden und sie erröthete vor Vergnügen, als die Magd ihn als den „fremden Gentleman“ anmeldete.

Aber was war dies im Vergleich mit ihrem Entzücken, als sie die Schätze sah, die er ihr mitgebracht hatte. Der Wein —

„O Sir,“ rief sie mit gefalteten Händen, „der Arzt hat so oft schon gesagt, daß Mama Wein erhalten sollte; wir konnten ihr aber keinen geben. Sie sind wie ein Engel, der vom Himmel gekommen.“

Und dann die Früchte, große purpurrothe Trauben und der Thee. Die arme Mama liebte den Thee so sehr. Es war das Einzige, was ihr wirklich zusagte und der Thee, den sie in der Nachbarschaft erhielten, war so schlecht und oft hatten sie gar keinen. Wie könne sie ihm jemals genug danken? fragte sie.

„Ich verlange keinen Dank. Es ist ein großes Vergnügen für mich, Dir diesen kleinen Dienst zu

erweisen. Glaube mir, ich würde sehr gerne mehr für Dich thun."

Und dann gab er Mary ihr Arbeitskästchen und sah, wie sich ihre blauen Augen weit öffneten, während sie die kostbare Perlmutterausstattung und die blaue seidene Polsterung bewunderte.

„Sie hätten mir kein besseres Geschenk machen können," sagte sie. „Ich habe viel zu arbeiten, denn ich muß alle die Sachen für meine kleine Brüder und Schwestern anfertigen."

Sie würde sich richtiger ausgedrückt haben, wenn sie gesagt hätte, sie bessere alle die Sachen aus, denn Neues anzufertigen gab es sehr wenig in der Familie.

„Was habe ich gethan, um solche Güte von Ihnen zu verdienen?" rief sie, das offene Arbeitskästchen mit Entzücken betrachtend.

„Du bist ein braves Mädchen und hast Dein Mißgeschick muthig ertragen," antwortete er.

Sie sah ihn verwundert an. Es kam ihr so seltsam vor, daß sie für das, was ihr eine so natürliche Sache schien, gelobt und belohnt werden sollte.

Bevor er sie verließ, wußte er sich die Adresse

des Hauseigenthümers zu verschaffen und suchte ihn noch an demselben Abend, ehe er nach Hause ging, auf. Der Mann war ein Schenkwirth in der Nachbarschaft und theilte Mr. Rayner die Geschichte seiner Miethbewohner bereitwillig genug mit.

Sie hatten sein Haus nahezu zwei Jahre bewohnt und in den ersten zwölf Monaten ihren Miethzins sehr regelmäßig bezahlt. Nachher aber waren sie ganz im Rückstand geblieben, so daß er sich genöthigt sah, ihr Mobiliar verkaufen zu lassen.

„Aber als dies geschehen war, hatte ich nicht das Herz, sie auszuweisen," sagte der Hauseigenthümer. „Dieses Kind, das älteste Mädchen — nur ein Hauch von einem Geschöpf, aber mit dem Muth einer Frau in ihrem kleinen Körper — bat mich so sehr und die Mutter war krank und ich ließ sie wohnen. Ich habe bis jetzt noch nicht einmal den Versuch gemacht, das Haus zu vermiethen; obschon ich dem Mädchen gesagt habe, daß sie ausziehen müßten, wenn es vermiethet sei. Die Mutter ist, wie ich glaube, eine gute Seele und hat wie ein Sklave mit ihrer Nadel gearbeitet. Der Vater ist nicht viel werth, nichts als

ein fauler Tagdieb, wie ich glaube. Er war, als sie das Haus mietheten, irgendwo in der City Commis, verlor aber vor etwa einem Jahre seine Stelle und jetzt ist er bei einer Zeitung beschäftigt, wo er nicht viel über einem Pfund die Woche verdient. Da ist freilich keine Aussicht für einen Mann, Schulden zu bezahlen."

Nein, Philip Rayner mußte bekennen, daß sich mit einem Pfund in der Woche, wenn man für Nahrung und Kleidung einer Familie gesorgt, nicht viel übrig haben könne. Was sollte er für diese Leute thun? Es war zwar eine hübsche Sache, wenn er seiner Theilnahme für das kleine Mädchen nachhängen wollte; aber er hatte nicht Lust, etwas Abenteuerliches zu thun, oder sich für sein ganzes Leben mit dem Unterhalt einer unbekannten, armen Familie zu belasten. Er wünschte klug zu sein und ihnen doch zu helfen.

„Ich glaube nicht, daß Sie für die Länge durch Ihre Güte verlieren werden," sagte er zu dem Hausbesitzer. „Ich wünschte nicht, daß diese Leute auf die Straße gesetzt werden, wenigstens so lange nicht, als

die Mutter krank ist und ich würde Ihnen gerne den Miethzins für ein Vierteljahr, vom heutigen Abend an datirt, vorausbezahlen, um ihnen ein Obdach für drei Monate zu sichern, wobei aber die Frage über die Schuldrückstände unberührt bleiben müßte."

„Das ist sehr gütig von Ihnen gehandelt," antwortete der Mann, „und ich bin damit zufrieden."

So bezahlte ihm Philip Rayner etwas über eine Fünfpfund-Note und ließ sich eine Quittung über die Berichtigung des Miethzinses für ein Vierteljahr geben.

Während er diesen Abend nach Hause fuhr, erinnerte er sich einer Anzahl abgedankter Möbel, die in einer Dachkammer seines Hauses aufbewahrt wurden. Sie befanden sich sämmtlich noch in gutem Zustand, waren aber altmodisch und verschossen. Am folgenden Morgen in aller Frühe ging er in die Rumpelkammer, um eine Auswahl aus denselben zu treffen und auf seinem Wege nach dem Comptoir beauftragte er einen Fuhrmann, den er öfters in seinem Geschäfte verwendete, die ausgewählten Gegenstände diesen Abend nach der Belvedere-Straße zu bringen; zugleich aber schärfte

er dem Mann bei Verlust seiner Kundschaft ein, nicht das Geringste davon verlauten zu lassen, von wem und woher sie kämen.

Als Philip Rayner diesen Abend wieder nach der Belvedere-Straße ging — und es erschien ihm als die natürlichste Sache der Welt dahin zu gehen — fand er, daß das Wohnzimmer mit diesen altmodischen Tischen und Stühlen, die er in der Rumpelkammer ausgesucht, beinahe glänzend hergerichtet war. Mary und die treue Sally waren die ganze Zeit über, seit der Ankunft der Möbel damit beschäftigt gewesen, sie gehörig aufzustellen und zu ordnen.

„Die Vorhänge befinden sich in Mamas Zimmer," rief Mary. „Sie machen es wohnlicher und halten den Zug ab, der sie früher so sehr belästigt hat. Natürlich kommen die Dinge von Ihnen. Ich habe mich kaum darüber gewundert. Es ist die Geschichte von Aladin und Sie sind der Genius der Lampe."

Er blieb diesen Abend zwei Stunden oder länger bei ihr, ihr halb kindisches, halb altverständiges Geplauder über die Möbel anhörend. Als er zufällig vernahm, daß Sally gewohnt war, die Abende in

Gesellschaft ihrer jungen Gebieterin zuzubringen, da in der Küche kein Feuer brannte, bestand er darauf, daß seine Besuche keine Aenderung in dieser Beziehung bewirken sollten, worauf Sally nach langem Zögern ihren Platz am äußersten Ende des Tisches einnahm.

„Wie Sie sehen, ist Papa des Abends niemals zu Hause,“ sagte Mary zur Erklärung dieser Einrichtung. „Er muß jeden Abend im Bureau der Zeitung sein.“

Und dann fuhr sie fort, Philip zu erzählen, wie dankbar ihr Vater für seine Güte sei und wie sehr er wünsche, eine Gelegenheit zu haben, ihm persönlich zu danken — eine Art von Demonstration, der sich Philip Rayner, der in Folge seiner einsamen Gewohnheiten einer der schüchternsten Männer war, so lange als möglich zu entziehen vornahm. Wäre er nicht überzeugt gewesen, daß er Mary allein antreffen würde, so hätte er seine Besuche in der Belvedere Straße sehr bald eingestellt.

Aber Mary war stets allein und er besuchte sie jeden Abend. Er hatte sich sogar bereits Gedanken

darüber gemacht, wie es ihm möglich sein werde, seine Abende hinzubringen, wenn er keine Entschuldigung mehr für seine Besuche habe. Selten kam er mit leeren Händen und er entwickelte bei Auswahl seiner Geschenke einen wahren Scharfsinn. Die jüngeren Kinder waren ihm vorgeführt worden und er sorgte für ihre kleinen Bedürfnisse an Spielzeug mit wahrer kindischer Freude. Es war für ihn so etwas ganz Neues, sich für ein menschliches Wesen zu interessiren, etwas ganz Neues, außer sich selbst zu leben. Aber er gab Mary niemals Geld. Er glaubte, wenn er dies thäte, ihre Freundschaft zu entwürdigen. Dagegen drückte er von Zeit zu Zeit dem Dienstmädchen ein freigebiges Geschenk in die Hand und er konnte an der vermehrten Bequemlichkeit und Ordnung, von allen Dingen im Hause wahrnehmen, daß seine Gaben, wie er richtig vermuthet hatte, für das allgemeine Beste verwendet wurden.

Natürlich hörte er, als seine Vertraulichkeit mit Mary wuchs, ziemlich viel von Mrs. Turner, wie muthig sie ihre Armuth ertragen, wie geduldig sie gearbeitet hatte, bald Musik-, bald Singstunden für

geringe Entschädigung in einem ärmlichen Stadtviertel gebend, bald mit unausgesetztem Fleiß mit der Nadel arbeitend. Sie sei sehr geschickt, sagte Mary und Papa ebenfalls und doch hätten sie es so schwer gefunden, ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Er hörte die ganze Geschichte ihrer Krankheit von ihrem hoffnungslosen Darniederliegen bis zu ihrer langsam eintretenden Genesung. Und so verging die Zeit bis Philip Mary länger als einen Monat gekannt hatte und Mrs. Turner kräftig genug war, jeden Tag des Morgens ein wenig aufzustehen, mit der Aussicht, in kurzer Zeit ins Wohnzimmer herabkommen zu können.

„Und wenn sie herabkommt, so werden Sie ihr doch gestatten, daß sie Ihnen danken darf, nicht wahr?“ bat das Kind. „Sie werden sie nicht vermeiden, wie Sie Papa vermieden haben?“

Es kam Philip schwer an, Ja zu sagen; aber das Kind schien sein Herz auf die Sache gesetzt zu haben und er konnte ihm seine Bitte nicht abschlagen.

„Ich bedarf keines Danks,“ sagte er, „was ich gethan, habe ich zu meinem eigenen Vergnügen gethan.

Aber — aber wenn Du es wirklich wünschest, werde ich Deine Mama mit Vergnügen sehen."

Während der ganzen Zeit hatte er Mary niemals seinen Namen oder seine Wohnung gesagt und das Kind, geleitet von seinem natürlichen Zartgefühl, hatte auch niemals die geringste Neugierde in dieser Beziehung an den Tag gelegt.

Endlich kam der wichtige Tag. Mama war wohl genug, um den Abend im Wohnzimmer zubringen zu können. Es sollte eine kleine Theepartie zu Ehren des Ereignisses stattfinden und Philip Rayner hatte versprochen, etwas früher zu kommen, um dieser Festlichkeit beizuwohnen. Zu diesem Behufe mußte er sein Geschäft vor der gewöhnlichen Zeit verlassen und sein Diner eine Stunde früher als sonst einnehmen; aber diese kleinen Opfer waren für ihn von geringem Belang. Er fühlte nichts als eine gewisse Scheu, einer Fremden vorgestellt zu werden, der er Wohlthaten erwiesen.

Er fand Mary trotz des kalten Wetters an der Hausthüre seiner harrend. Sie klatschte freudig in die Hände, als sie ihn sah.

„Alles ist bereit,“ sagte sie „und das Wohnzimmer sieht so nett aus, daß es Mama gar nicht mehr kennen wird. Sie wird denken, die Feen seien bei uns eingekehrt. Kommen Sie und sehen Sie. Mama ist noch nicht unten, aber sie wird in einigen Minuten kommen.“

Ja, das Zimmer sah wirklich nett und behaglich aus. Es brannte ein helles Feuer im Kamin und in der Nähe desselben stand das Sopha, bereit für Mama. Papa war nicht zu Hause. Seine Thätigkeit bei der Zeitung nahm den größten Theil seiner Zeit in Anspruch.

Philip Rayner nahm seinen Sitz da ein, wo Mary ihm denselben anwies, auf dem Ehrenplatz dem Sopha der Kranken gegenüber. Ihr freudiges strahlendes Antlitz bewegte ihn tief. Der Gedanke, daß solche Kleinigkeiten so viel Glück gewähren konnten und daß er selbst dieses Glück verfehlt hatte, kam ihm bei solchen Anlässen jedesmal in den Sinn. Er saß auf dem Platz, den ihm Mary bezeichnet hatte, die Ankunft der Kranken erwartend.

Nach einigen Minuten ließ sich der Ton eines

leichten schwachen Schritts auf der Treppe vernehmen, dann wurde die Thüre sanft geöffnet und eine Dame trat herein, groß und schlank und blaß mit großen dunkeln Augen.

Mit einem lauten Ausruf sprang Philip empor: „Katharina!“

Ja, sie war es, nicht die glänzende Katharina seiner Jugend, sondern die bleiche verwelkte Frau, die in der City an ihm vorbeigestreift war — verwelkt und doch für ihn höchst reizend in dem Verfall ihrer Schönheit — die Frau, die er zu hassen geschworen, deren Gesicht er niemals mehr zu sehen gewünscht.

Sie stieß einen schwachen Schrei aus und wankte einige Schritte vorwärts, als ob sie zu seinen Füßen fallen wollte; aber er fing sie in seinen Armen auf und hielt sie an seiner Brust mit zärtlichem Lächeln auf sie niederblickend.

„Katharina,“ sagte er, „erinnern Sie sich noch der Zeit, wo ich Sie zum erstenmale geküßt habe? Noch einmal, nur noch ein einziges Mal“ und er drückte seine Lippen auf die blasse, von Sorgen gefurchte Stirne. „Es lag eine selbstsüchtige Leidenschaft in

jenem ersten Kuß; Reue und Vergebung liegen in diesem."

Darauf kamen die Erklärungen und sie erzählte ihrem Cousin von den mißlichen Verhältnissen, in die sie seit ihrer Verheirathung gekommen und daß sie an dem letzten Orte, wo sie gewohnt, so tief in Schulden gerathen und so gänzlich außer Stand gewesen seien, dieselben zu bezahlen, daß sie sich von dort heimlich entfernt und unter einem angenommenen Namen eine andere Stadtgegend bezogen hätten, aus Furcht, daß ihnen ihre Gläubiger folgen möchten. Es waren keine Worte nothwendig, um zu zeigen, welch eine bittere Prüfung dies für die redliche Denkungsweise der Frau war und wie sehr bereits der Charakter des Mannes gelitten hatte, ehe es dazu kam. Sie sprach indeß von ihm mit unveränderter Liebe und Sanftmuth, aber sie behauptete nicht, daß er ohne Schuld sei.

„Ich glaube, es würde nicht so weit mit ihm gekommen sein, wenn er einen Freund gehabt hätte, der ihm beigestanden wäre," sagte sie in klagendem Tone, „aber er hatte keinen. Wir waren ganz freundlos."

„Er soll in Zukunft einen Freund haben," ant-

wortete Philip ohne Zögern, „er soll seinen Platz in meinem Comptoir wieder einnehmen. Er hat vielleicht üble Gewohnheiten angenommen; seien Sie unbesorgt, Katharina, wir wollen ihn davon curiren. Ich war es, der ihn auf die Straße gesetzt hat. Ich bin ihm einen Ersatz schuldig. Seine Schulden sollen bezahlt werden und er soll unter besseren Bedingungen wieder bei der Firma eintreten, als er sie verlassen hat und Sie und Mary und die Kleinen sollen etwas weiter entfernt auf dem Lande ein kleines Haus erhalten, wo meine süße, weiße Lilie zu einer Rose erblühen wird."

Er legte dabei seine Hand zärtlich auf den Kopf des Kindes.

„Mein Herzchen," sagte er, „ich glaube, daß meine Liebe für Dich mich zu einem neuen Menschen gemacht hat."

Auch erfuhr seine Liebe für sie keine Veränderung. Sie war stets die Freude seines Lebens und später wurde Mary Tolson eine große Erbin, sie die geliebte Adoptivtochter des Mannes, der sich gerühmt hatte, daß er ein „guter Hasser" sei.

Der gefürchtete Gast.

Eine rauhe Decembernacht nahezu vor hundert Jahren. Harter Frost und ein scharfer, schneidender Wind, der die Schneeflocken in die Gesichter der wenigen Fußgänger treibt, welche noch immer in den verlassenen Straßen der City herumwandeln; ein Frost so hart, daß der dichtfallende Schnee nicht nach der gewöhnlichen Weise des Londoner Schnees sogleich zu Schmutz und Wasser wird, sondern eine weiße knisternde Decke auf dem Pflaster bildet.

Es gibt einsame Winkel und Ecken in dieser volkreichen Stadt von London, wo der Schnee ebenso rein und unbefleckt liegen bleiben kann, wie in einer stillen Alpenschlucht, — so namentlich in einer engen kleinen Straße von Moorfields, einer äußerst respectabeln Straße, die nur von zwei oder drei Juwelen-

arbeitern, einem kleinen holländischen Kaufmann und Dr. Prestwitch bewohnt ist.

Eine schwache Oellampe glimmt am Eingang dieser kleinen stillen Straße, die keinen Ausgang hat, da Dr. Prestwitch Haus dieselbe verschließt. Diese Lampe trägt wenig zur Beleuchtung bei; aber in dieser Nacht wird sie durch die Helle des Schnees, der dick und durch keine Fußspur bezeichnet, zwischen den beiden Reihen von schmalen, hohen Häusern auf dem Pflaster liegt, unterstützt. Die Bewohner von Little Bellstreet sind ein nüchternes, solides Völkchen und seit acht Uhr Abends ist keine Hausthüre mehr geöffnet und geschlossen worden.

Es ist jetzt eilf Uhr.

Zur Unterstützung der Straßenlampe brennt Dr. Prestwitch über seiner Thüre eine eigene, kleine, farbige Lampe, die seinen Beruf anzeigt, ihn der Aufmerksamkeit des Publicums empfiehlt und auch schon manchen zufälligen Patienten aus der Nachbarschaft herbeigezogen hat.

Es befindet sich nur ein einziges schmales Fenster auf den beiden Seiten der hohen schmalen Thüre von

Dr. Prestwitchs Haus und an der linken Ecke desselben führt ein enger Gang, kaum weit genug, um eine starke Person durchzulassen, zu dem Hintergebäude des Arztes — zu der Officin, wo er seine Arzneien mischt und seine Pflaster streicht und zu einem häßlichen, nackten Gemach mit einem langen Tisch von Tannenholz und einem kleineren, der mit Blei belegt und mit einer Vertiefung versehen ist. Dieses Gemach wird selten von dem Arzte benutzt, niemals von seiner Familie betreten und hat einen häßlichen Modergeruch.

Zur Zeit dieses December-Schneesturms war Dr. Prestwitch noch ein ganz junger Mann, ein junger Mann mit einem freundlichen, intelligenten Gesicht, dunkelm, lockigem Haar, das er nur selten durch Pomade und Puder verunstaltete und einem freundlichen, gewinnenden Benehmen, ein Mann, dem das Glück ein hübsches junges Weib und drei kleine Kinder, aber wenig weltliche Güter bescheert hatte. Es ist zweifelhaft, ob dieser junge Wundarzt ein legales Recht auf den Titel Doctor besaß; aber die Nachbarschaft von Little Bellstreet hatte ihn durch allgemeine Ueberein-

stimmung zum Doctor gemacht. Das messinge Schildchen auf seiner Thüre beschrieb ihn einfach als „Mr. Prestwitch, Wundarzt.“

Er hatte keine große Praxis und die Aufgabe, seinen kleinen Haushalt zu unterhalten, war keine leichte, so einfach auch die Bedürfnisse der kleinen hübschen Frau und der drei kleinen Kinder waren. Sie hatten eine einzige Magd, ein fettes, aufgeschossenes Mädchen mit einer Fülle von rothem Haare und mit einem Gesicht, in welchem Gutmüthigkeit alle andern Reize ersetzte, ein einfältiges, ehrliches Geschöpf, welches, die Frau und die Kinder des Arztes herzlich liebte und den Doctor selbst für den größten Mann hielt. Die täglichen Mahlzeiten in diesem achtbaren Hause in Little Bellstreet waren gewöhnlich mager in der Quantität und nicht besonders vorzüglich in der Qualität; aber Barbara Snaffles — gewöhnlich Bab genannt — war eine treue Seele, die, ohne zu murren, sich in Alles fügte. Sie hatte indeß ihren guten Antheil an Allem, was im Hause gegessen und getrunken wurde und ward weit mehr als ein Mitglied der Familie behandelt, als es viel-

leicht mit der Würde des Haushalts eines Mannes von Stande verträglich war.

An dem erwähnten Decemberabend saß sie, Strümpfe ausbessernd, auf der einen Seite des Kamins in dem gewöhnlichen Wohnzimmer — einem kleinen, getäfelten Gemach, das zwar sehr einfach, aber mit gewisser Nettigkeit und Behaglichkeit möblirt war — während ihre Gebieterin die andere Seite einnahm. Ein kleines Feuer brannte auf dem großen altmodischen Rost, die Vorhänge von rothem Wollenzeug waren zugezogen, der alte Mahagonitisch war glänzend polirt, das einzige Licht brannte mit heller Flamme, weil es sorgfältig geputzt wurde und das ganze Gemach trug das unverkennbare Aussehen einer angenehmen Häuslichkeit.

Der Arzt befand sich in seiner Officin und las. Er war ein strebsamer junger Mann und in Ermangelung einer einträglicheren Beschäftigung widmete er seine Abende dem Studium der Arzneiwissenschaft. Es war ihm stets eine Sache von lebhaftem Bedauern gewesen, daß er nicht im Stande war, sich in dem praktischen Studium desjenigen Zweiges seiner Wissen-

schaft, der ihm einer der wichtigsten dünkte, in der Anatomie, gehörig auszubilden. Die Kosten eines Subjects (Leichnams) für seine Experimente machten diesen Theil seiner Wissenschaft fast zu einem vernagelten Buch für den armen, hart arbeitenden Studenten, der sich der Dienste jener Banden von verwegenen Schurken, die in Ausübung ihres schändlichen Gewerbes fortwährend die Heiligkeit des Grabes verletzten, nicht zu bedienen vermochte.

Martin Prestwitch besaß indeß in dem Gefängnißarzt von Newgate einen Freund, und dieser Gentleman, der zuweilen einen Ueberschuß von Subjecten besaß, hatte das Versprechen gegeben, ihm den ersten verstorbenen Verbrecher, über den er verfügen könne, zu übersenden. Die Gefängnisse waren damals die einzigen rechtlichen Bezugsquellen für die Studenten der Arzneiwissenschaft.

Martin Prestwitch hatte diesen Abend in einem alten Buche über Anatomie gelesen und die Finger juckten ihm, das Secirmesser in Anwendung zu bringen.

„Ich fürchte, Jock Tylney hat sein Versprechen vergessen,“ sagte er darauf mit einem Seufzer.

Er irrte sich indeß. Mr. Tylney, der Wundarzt von Newgate, hatte die Verbindlichkeit, die er eingegangen, nicht vergessen. Sein Versprechen sollte gerade an diesem Abend noch erfüllt werden. Die ersten Fußtritte, welche den Schnee, der während all der ruhigen Abendstunden nicht betreten war, beflecken sollten, waren diejenigen von zwei Männern, welche eine gräßliche Last trugen.

Sie brachten sie zuerst an die Hausthüre, wo einer derselben den Namen auf der Messingplatte las und dann anklopfte.

Die Thüre wurde fast augenblicklich von der treuen Barbara geöffnet, welche in diesem nächtlichen Klopfen einen Patienten witterte; aber beim Anblick dieser gräßlichen Last — sie war zwar in einen Sack eingehüllt; aber es gibt Dinge, die sich nicht verbergen lassen — wich sie erschrocken zurück.

„Der Herr sei uns gnädig! Was ist Das?" rief sie.

„Ein Subject für Dr. Prestwitch — der Mann, der diesen Morgen wegen Falschmünzen in Newgate gehängt worden ist."

„Was!“ rief Bab, „wollt Ihr damit sagen, daß es eine Leiche ist?“

„Ja, Miß,“ antwortete einer der Träger grinsend, „und bereits steif. Mr. Tyley schickt sie mit Empfehlung an Dr. Prestwitch.“

„Tragt das schreckliche Ding nach der Officin,“ sagte Barbara. „Der Herr befindet sich dort. Tragt es da um das Haus herum und ich will sogleich die hintere Thüre öffnen. Und zu denken, daß Jemand solch ein Ding zu haben wünscht!“ rief sie aus, während sie die Hausthüre schloß.

Sie hatte ihren Gebieter über dieses Subject, das ihm Jack Tylney schicken sollte, sprechen hören.

Sie öffnete die Thüre der Officin und sagte dem Doctor, was für ihn angekommen sei und dann öffnete sie auch die hintere Thüre, vor der die Männer warteten. Martin Prestwitch war sogleich flink bei der Hand. Er nahm sein Licht und ging nach dem moderig riechenden Gemach voraus, das für solche Zwecke bestimmt war und so selten gebraucht wurde. Die Bürde ward hereingebracht und auf den langen Tisch gelegt, während Barbara Snaffles die ganze

Zeit über an der Thüre stand und wie bezaubert von dem gräßlichen Anblick, zuschaute. Dann kamen Martin Prestwitch und die Männer heraus und der Doctor entließ sie mit einem Schilling Trinkgeld — einem der wenigen Schillinge, die er besaß.

Er schloß die Thüre seines Sectionszimmers, während Barbara mit offenem Munde daneben stand, die Scene mit ihren großen runden Augen verschlingend.

„Sage Deiner Gebieterin, sie möge mir etwas von ihrem guten Kaffee machen, Bab,“ sagte der Arzt, „ich werde heute lange aufbleiben und sorge dafür, daß sie nichts von der Geschichte da erfährt,“ setzte er auf die verschlossene Thüre deutend, hinzu.

„Gott behüte! Nein, Sir, nicht um Alles in der Welt. Ich möchte nicht, daß sie einen solchen Schrecken hätte wie ich, als ich zuerst das entsetzliche Ding in dem Sack dort sah. Doch Sie würden besser daran thun, Sir, der Frau gute Nacht zu sagen, wenn Sie wünschen, daß sie zu Bett gehen soll.“

„Ja, ganz recht,“ antwortete Martin Prestwitch, der stets ein liebevoller Gatte war, aber gerade jetzt

durch den Gedanken an die leblose Bürde, welche die Männer gebracht, etwas an Zerstreuung litt.

Er trat in das Wohnzimmer, wo seine kleine fleißige Frau leise vor sich hin sang, während sie an einem Kleidchen für das größte ihrer drei Kinder arbeitete — einem wahren Triumph des Scharfsinns und der Sparsamkeit, da es aus einem ihr gehörigen abgelegten Unterrock verfertigt war.

„Sieh, Martin,“ rief sie, ihn mit ihrem freundlichen, liebenden Gesicht anblickend, „wird nicht Molly nett darin aussehen?“

„Sehr nett, meine Liebe; aber Du solltest nicht so lange aufbleiben, um zu nähen. Es ist fast zwölf Uhr.“

„Das ist jetzt der letzte Stich, Martin, und ist es nicht ebenso spät für Dich, als für mich, Sir, und Du hast noch keinen Bissen zu Abend gegessen. Es ist noch etwas von dem Beefsteak-Pudding da; der vom Mittagessen übrig war. Bab hat ihn gewärmt und dort steht er im Kamin.“

„Ich will ihn später essen. Ich habe jetzt keinen

Appetit danach. Ich möchte vielmehr, daß Du mir eine Tasse starken Kaffee bereitetest."

„Was, Martin, Du wirst doch nicht wieder die ganze Nacht bei Deinen dumpfigen alten Büchern sitzen wollen?"

Es war etwas Gewöhnliches für den Arzt, daß er bis tief in die Nacht in seinen medicinischen Büchern studirte und Mary Prestwitch war oft beim ersten Morgengrauen hineingeschlichen, um ihn mit herabgebranntem Licht noch immer über dieser Beschäftigung zu finden.

„Ja, liebe Mary, ich will noch eine Stunde aufbleiben. Ich bin gerade mit der Lectüre eines sehr interessanten Falls beschäftigt, der mir in meiner Praxis nützlich werden kann und Du weißt ja, wie viel davon abhängt, daß ich in meinem Beruf vorwärts komme."

Mary nickte und seufzte. Ja, es war in der That eine Lebensfrage für den kleinen Haushalt, daß die Anstrengungen des Wundarzts mit Erfolg gekrönt wurden. Erst diesen Abend hatten Mrs. Prestwitch und Bab den Betrag der Weihnachtsrechnungen über-

schlagen und davon gesprochen, ob wohl die Geschäftsleute sich mit solchen kleinen Abschlagszahlungen, wie sie Dr. Prestwitch zu leisten vermochte, begnügen würden.

„Sie wissen, daß wir redliche Leute sind Bab," sagte die besorgte Frau, „dem Himmel sei Dank, sie wissen das. Wir wohnen seit fünf Jahren in diesem Hause und haben Alles bezahlt, was wir schuldig waren. Ich glaube nicht, daß sie es über sich bringen können, hart gegen uns zu sein."

Martin Prestwitch küßte seine Frau und schickte sie, sobald sie den Kaffee bereitet hatte, zu Bett. Die Glocken der Stadtthürme schlugen gerade Mitternacht, als der Doctor sich in sein Secirzimmer begab, in der einen Hand ein Licht, in der andern einen Topf mit dampfendem Kaffee tragend. Das Gemach hatte in dieser frostigen Winternacht die Kälte eines Eiskellers und das erste Geschäft des Arztes war, ein Feuer anzuzünden. Glücklicher Weise waren noch von früher etwas Holz und Kohlen vorhanden und mit Hilfe einer alten Zeitung machte sich Martin an die Arbeit. Die Aufgabe war keine leichte. Der Rost

war feucht und die Esse ließ den Rauch nicht hinauf, so daß er fast erstickt wäre; aber die Geduld des Doctors überwand diese Schwierigkeiten und als er sich von seiner knieenden Stellung erhob, brannte in dem rußigen Kamin ein lustiges Feuer.

Er erfrischte sich mit einer Tasse Kaffee, ehe er an die ernstere Arbeit ging und setzte den Topf mit dem Ueberfluß auf den Heerd, um das Getränk warm zu halten. Darauf ging er ernstlich ans Werk.

Es ist nicht nöthig, auf die Einzelnheiten dieses gräßlichen Geschäfts näher einzugehen. Ehe Dr. Prestwitch die Vorbereitungen für seine Arbeit beendigt hatte, hielt er plötzlich in Folge einer Ueberzeugung, die ihn wie der Blitz berührte und sein Herz heftig schlagen machte, mit dem Messer in der Hand inne.

Noch einen Augenblick, eine einzige rasche Bewegung der geschickten Hand, die das Messer hielt und er wäre zum Mörder geworden.

Der Mensch war nicht todt!

Martin Prestwitch legte sein Ohr an die nackte Brust des Verbrechers und horchte.

Ja, da war sie, schwach und unterdrückt, aber

dem geübten Ohre vernehmbar — die Thätigkeit des Herzens.

Im nächsten Augenblicke brachte er alle damals bekannten Mittel zur Wiederbelebung von Scheintodten in Anwendung. Es war ein langsames Werk, aber endlich gelang es. Der Falschmünzer stieß einen tiefen Seufzer aus, murmelte etwas, das wie ein Fluch lautete und öffnete dann seine blutunterlaufenen Augen und schaute mit verwirrtem Blicke seinen Wohlthäter an, den Mann, der ihm sein verwirktes Leben zurückgegeben hatte.

„Wo zum — bin ich? Ich dachte, sie seien im Begriff mich zu hängen. Fand eine Begnadigung statt?“

„Nein, es fand keine Begnadigung statt. Mr. Ketsch (der Henker) muß seine Arbeit schlecht verrichtet haben.“

Der Falschmünzer saß aufrecht und blickte um sich und in diesem Augenblicke fiel es Martin Prestwitch bei, daß er sich vielleicht eines Verbrechens schuldig gemacht habe, daß er einem Manne das Leben gerettet, den das Gesetz zum Tode verurtheilt hatte. Das

Gesetz war in jenen Tagen eine kritische Sache, die eine so große Anzahl von Todesstrafen in sich schloß, daß Dr. Prestwitch keineswegs sicher war, ob er sich dadurch, daß er dem Verbrecher zu seinem Entrinnen vom Galgen behilflich gewesen, nicht selbst in den Bereich des Strickes gebracht habe.

Aber die Sache war nun einmal geschehen und da saß der Falschmünzer, ein starker vierschrötiger Bursche, der den Wundarzt hätte zermalmen können.

„Könnt Ihr Einem nichts zu trinken geben?“ fragte der Falschmünzer; „mein Hals ist wie ein Kalkofen.“

Dr. Prestwitch reichte ihm den Kaffeetopf, den derselbe auf einen Zug leerte.

„Katzensaufen,“ sagte der Falschmünzer verächtlich; „aber es hat mir gut gethan. Und nun, wollen Sie mich wirklich glauben machen, daß man mich diesen Morgen gehängt hat? Ich erinnere mich, daß ich auf der Fallthüre stand und daß ich fühlte, wie der Regen und Hagel gegen die liebenswürdige Nachtmütze schlug, die man mir über den Kopf gezogen hatte. Wollen

Sie mir sagen, daß sie die Sache stümperhaft gethan haben, und mich durchschlüpfen ließen?"

„So scheint es," erwidert Dr. Prestwitch in sanftem Tone, denn obschon er ein Mann von moralischem Muthe war, fühlte er doch, daß er sich in diesem Beisammensein mit dem Falschmünzer unter vier Augen im Nachtheil befand — „so scheint es. Alles, was ich weiß, besteht darin, daß Ihr vor einer Stunde mit der Bemerkung hieher gebracht wurdet, daß Ihr diesen Morgen die gesetzliche Todesstrafe erlitten hättet."

„Hieher gebracht? Weshalb?"

„Nun — kurz für wissenschaftliche Zwecke. Mein Name ist Prestwitch und ich bin ein Arzt und Wundarzt."

„Was, wolltet Ihr mich zerschneiden?" schrie der Falschmünzer und sah so wüthend aus, daß der Doctor glaubte, sein letztes Stündchen habe geschlagen.

„Ereifert Euch nicht, mein guter Freund," erwiederte er sanft. „Wenn die Dinge so gewesen wären, wie ich allen Grund hatte anzunehmen, so würdet Ihr nicht die geringste Unbequemlichkeit dabei gefühlt

haben. Die Zwecke der Wissenschaft würden erreicht worden sein ohne allen Schmerz von Eurer Seite. Wie aber die Sache jetzt liegt, habt Ihr Ursache, mir dankbar zu sein, da ich Euch das Leben gerettet."

Dr. Prestwitch blickte nach der Thüre, indem er glaubte, daß keine Nothwendigkeit vorhanden sei, diese Unterredung zu verlängern, und daß dieser sein schrecklicher Gast sich entfernen könnte. Dann aber fiel es ihm plötzlich ein, daß in dieser Beziehung ein Hinderniß vorhanden sei. Mit Ausnahme des Sacks, in den er gehüllt war, als er nach Little Bellstreet gebracht wurde, befand er sich ganz ohne Kleider und der Sack war kaum ein Gewand für eine kalte Winternacht in den Straßen von London.

„Dankbar!" murmelte der Mann. „Ich weiß nicht, ob das Leben eine große Gunst für einen armen Teufel ist, der nicht weiß, wo er ein Stückchen Brod hernehmen soll, den eine Meute Bluthunde auf dem Korn hat und der, wenn er heute nicht gehängt wurde, sicher sein kann, daß er morgen gehängt werden wird. Ihr könnt mir natürlich meine Werkzeuge nicht zurückgeben? Ich hatte für mein Geschäft eine

so schöne Sammlung von Gußformen und Pressen, wie man sie nur jemals sehen konnte, in einem Keller von Lambeth Pallis und das Geschäft war sehr gut, bis mich ein Schurke von einem Kameraden verrieth. Indeß zweifle ich nicht daran, daß Ihr es gut gemeint habt und hier ist meine Hand darauf."

Damit streckte er seine braune Pfote aus, die, wie der Doctor bemerkte, sehr groß und muskulös war und Martin Prestwitch sah sich genöthigt, die Einladung anzunehmen und dem Falschmünzer die Hand zu reichen.

„Und nun, Doctor," sagte der Mann, sich so gut es ging in den Sack hüllend und sich auf den einzigen Stuhl am Feuer setzend, das er in einer Weise schürte, die keine Gnade für die Kohlen des Arztes kannte -- „und nun, Doctor, da wir einander zu verstehen beginnen, so will ich Euch um etwas zum Essen bemühen. Ich hatte diesen Morgen um sechs Uhr ein Frühstück — denn ich wollte mich darin von Jack Ketsch nicht stören lassen — aber ich habe seitdem nichts mehr gehabt."

„Ich will gehen und sehen," sagte der Doctor

zweifelhaft, da er die schwachen Hilfsquellen seiner Speisekammer kannte.

Er erinnerte sich des Beefsteak-Pudding, der für sein eigenes Abendessen bestimmt war und er kehrte nach kurzer Abwesenheit mit dieser schmackhaften Speise, einem großen Stück Brod nnd einer Schnitte Käse nach dem Sectionszimmer zurück. Der Falschmünzer verschlang dies und sah sich dann mit der Miene eines Mannes um, der einen halben Ochsen aufgezehrt hätte.

„Sie haben wahrscheinlich nichts mehr von diesem Pudding, Doctor?" fragte er in traurigem Tone.

„Kein Stückchen mehr."

„Keine Schnitte kaltes Fleisch, oder etwas Dergleichen?"

„Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß keinerlei kaltes Fleisch im Hause ist."

„Und mir thut es leid, es hören zu müssen. Indeß werden Sie doch wohl mit Brod und Käse versehen sein. Ich muß mich eben damit begnügen. So, wenn Sie mir einen Laib Brod und den Käse bringen wollen, werde ich Ihnen dankbar dafür sein.

Nehmen Sie sich nicht die Mühe ihn zu schneiden. Ein Gentleman wie Sie würde nicht im Stande sein, das Maß meines Appetit zu bemessen."

Dr. Prestwitch seufzte, während er sich entfernte, um diesem Verlangen zu entsprechen, bekümmert bei dem Gedanken, wie leer morgen beim Frühstück die Speisekammer aussehen werde. Der vierpfündige Laib war bereits um ein Drittel geschwunden und von dem Familienkäse war nur noch etwa ein Pfund übrig; aber es war unmöglich dem Verlangen eines solchen Gastes nicht zu entsprechen. So brachte Martin Prestwitch diese Vorräthe dem Falschmünzer.

„Euer Haus scheint nicht besonders gut mit Lebensmitteln versehen zu sein, Doctor," sagte der Mann, den weißen holländischen Käse nicht mit besonderem Wohlgefallen betrachtend.

„Ich bin kein reicher Mann," antwortete Martin Prestwitch. „Ich finde es schwer, mit meiner Familie auszukommen."

„Hm!" murmelte der Falschmünzer, „das ist leider eine allgemeine Klage. Ich habe auch mein Unten und Oben gehabt. Heute das Fett des Landes und

morgen eine trockene Brodkruste und jetzt habe ich das Leben von Neuem zu beginnen, mit dem Brandmal des Gesetzes behaftet, jedes Mannes Hand gegen mich erhoben und mit keiner größern Hoffnung auf Mitleid, als wenn ich eine gejagte Ratte wäre. Ich möchte nur wissen, wie ich es anstellen soll, meinen Lebensunterhalt zu gewinnen, wenn ich morgen früh dieses Haus verlasse."

Dr. Prestwitch athmete etwas freier. Es lag einiger Trost darin, daß dieser unerwartete Gast daran dachte, am folgenden Morgen sich zu entfernen. Welche Erleichterung würde in dem Gedanken liegen, ihn vom Halse zu haben. Es kam dem bestürzten Wundarzt vor, als ob die Anwesenheit dieses namenlosen Verbrechers ihn für Monate wie eine schwere Last niederdrücken werde.

Der Falschmünzer machte einen heftigen Angriff auf den holländischen Käse und schnitt abwechselnd Stücke von diesem und dem Brode ab, bis beide vertilgt waren, dazwischen über die Härte des Lebens brummend, daß es einem armen Geschöpf nicht gestattet sei, ein paar Guinen zu seinem eigenen Gebrauch

zu fabriciren, wenn er nicht von der härtesten Strafe des Gesetzes betroffen werden wolle.

„Und wie ich die Arbeit wieder beginnen soll, jetzt, wo alle meine Werkzeuge fort sind und ich keinen einzigen Kameraden habe, auf den ich mich verlassen kann, das geht über meine Fassungskraft,“ sagte der Falschmünzer.

„An Eurer Stelle, mein guter Freund, würde ich auswandern,“ rief der Arzt. „Ein fremdes Land, ein neues Land, wie Neuschottland, würde Euch ein gutes Feld für — Dr. Prestwich sagte nicht gern „Falschmünzen,“ sondern schloß mit einer höflichen Umschreibung — Eure besondere Geschäftsbranche darbieten.“

„Auswandern!“ rief der Falschmünzer verächtlich, „wie zum Teufel soll ein Mann auswandern, der keine Sixpence für die Ueberfahrt hat. Und eine treffliche Ausstattung habe ich für die Auswanderung,“ setzte der Falschmünzer hinzu, auf die Sackleinwand blickend, in die er seine mächtigen Glieder gehüllt hatte. „Wenn Ihr wünscht, daß ich auswandern soll, so müßt Ihr das Geld dazu schaffen.“

„Ich!" rief Martin Prestwitch, um einen Schatten bleicher werdend, obschon er vorher schon bleich genug war. „Mein guter Mann, was laßt Ihr Euch träumen?"

„Ja, Ihr. Ihr habt mich wieder zum Leben gebracht und es ist Eure Pflicht, für mich zu sorgen. Ich habe Euch nicht gebeten, Eure Wiederbelebungskünste an mir zu probiren. Ich bin hierher gebracht worden, um secirt zu werden und es war Eure Pflicht, mich zu seciren. Aber Ihr gelehrten Herren seid nie zufrieden, wenn Ihr nicht Eure geliebten Experimente anstellen könnt."

„Gütiger Himmel!" rief Dr. Prestwitch, ganz verwirrt über diese schreiende Ungerechtigkeit. „Das ist ein sonderbarer Mensch! Ich bringe ihn ins Leben zurück und er sieht mich als seinen Feind an."

„Habe ich Euch etwa gebeten, daß Ihr mich wiederbeleben sollt?" brummte der Falschmünzer. „Das Leben ist für Meinesgleichen keine Wohlthat. Da Ihr es mir aber wiedergegeben habt, so müßt Ihr auch für mein Fortkommen sorgen und zuerst will ich Euch um einen Anzug bemühen."

„Einen Anzug!“ murmelte der Arzt in einem hilflosen Tone.

„Ja; ich kann doch nicht so durch die Straßen gehen; es verstößt gegen die Gesetze.“

„Ich besitze keine ausgedehnte Garderobe,“ entgegnete Martin Prestwitch, „und wenn ich auch eine soche besäße, so würden meine Kleider Euch schwerlich passen.“

„Nun Ihr seid freilich nur ein Zwirnsfaden von einem Mann,“ antwortete der Falschmünzer; „aber jeder Anzug ist besser, als gar keiner und ich muß mich, so gut es geht, hineinzwängen. So bringt ihn herbei, Mr. Doctor.“

„Gütiger Himmel!“ rief Dr. Prestwitch wieder traurig; es ist wie ein schrecklicher Traum.“

Er entfernte sich, um das Gebot seines Gastes auszuführen. Es kam ihm gerade so vor, als ob er im Schlafe wandelte, das Opfer irgend eines häßlichen Traumes. Ein kalter Schweiß stand auf seiner Stirne, als er mit dem Lichte in der Hand die Treppe hinaufschlich, um nach einem Anzug zu suchen, mit dem er den mitternächtlichen Eindringling kleiden konnte.

Er wählte die größten Stücke, welche aufzufinden waren — einen flaschengrünen Reitrock, mit einem Pelzkragen, der seinem Vater gehört hatte (ein gutes und dauerhaftes Kleidungsstück, das er aufgehoben hatte, um es bei einer passenden Gelegenheit für sich selbst zurecht machen zu lassen). Es ging ihm schwer zu Herzen, diesen Schatz weggeben zu müssen und er befühlte die Feinheit des Tuchs mit schmerzhafter Empfindung, als er das Kleidungsstück über den Arm warf. Er fand auch ein paar lederne Kniehosen, die ebenfalls seinem verehrten Vater — einem größeren und umfangreicheren Mann — gehört hatten und mit diesen, einem reinen Leinenhemd und einer alten rostig aussehenden Brocadweste, die er selbst getragen hatte, ging er die Treppe hinunter.

„Ich kann Euch den Rock nur leihen," sagte er, als er die Kleidungstücke dem Falschmünzer vorlegte, „die Hosen und die Weste könnt Ihr behalten."

Der Unbekannte betrachtete die Dinge mit einer ziemlich verächtlichen Miene und dann begann er sie anzuziehen, die Hemdärmel mit seinen braunen Armen aufreißend und die ledernen Beinkleider des verstor-

benen Prestwitch senior mit seinen gewaltigen Beinen bis aufs Aeußerste ausdehnend. Die Weste schnitt er im Rücken mit einem Messer auf und schnürte den Riß mit einem Stück Bindfaden, das ihm der Doctor brachte, zusammen. Der Rock paßte ihm sehr gut und verdeckte all die andern Mängel, aber noch blieben seine untern Extremitäten, seine großen nackten Füße und musculösen Beine unbedeckt und Martin Prestwitch mußte Schuhe und Strümpfe dafür herbeischaffen.

„Sobald die Läden offen sind, will ich hinausschlüpfen und Schuhe und Strümpfe für Euch kaufen,“ sagte der Doctor; „aber ums Himmels Willen verhaltet Euch ruhig, so lange ich fort bin. Ich möchte es meine Frau nicht um die Welt wissen lassen, daß Ihr im Hause seid.“

„Ich werde mich ruhig genug verhalten,“ brummte der Falschmünzer. „Diese Kleider sind im Ganzen von keinem großen Belang, aber ich fühle mich in ihnen doch mehr wie ein Christ, als in dem alten Sack und, nicht wahr, Doctor, Ihr werdet mir etwas Geld geben, um mir wieder auf die Beine zu helfen?“

„Geld!“ rief Martin Prestwitch. „Wie, mein guter Mensch, ich bin ja selbst so arm, wie eine Kirchenmaus.“

„Kommt, das thut sich nicht,“ sagte der Falschmünzer. „Ihr Aerzte verdient Geld ohne Ende, indem Ihr Euren Patienten aus der Welt helft. Es ist deshalb nur billig, daß Ihr ein wenig auf einen Patienten verwendet, dem Ihr in die Welt geholfen habt.“

Der Arzt schützte wieder seine Armuth vor, aber es nützte nichts. Seine besten Gründe machten auf diesen entsetzlichen Gast nicht den geringsten Eindruck.

„Ich lasse mich nicht hinter's Licht führen, Doctor,“ sagte der Mann. „Ich verlasse das Haus nicht ohne eine Fünfpfund-Note.“

Nun traf es sich gerade, daß Martin Prestwitch sieben Pfund besaß, die durch die äußerste Sparsamkeit in der Absicht, zu Weihnachten die Hausmiethe damit zu bezahlen, zurückgelegt worden waren. Etwas davon wegzugeben, war für ihn ebenso viel, als müsse er sein Herzblut vergießen, auf der andern Seite aber fühlte er sich gänzlich unfähig, mit diesem schrecklichen

Menschen, den er dem Leben zurückgegeben hatte, in einen Kampf einzulassen und wenn der Falschmünzer sein Herzblut statt der Fünfpfund-Note verlangt hatte, so würde Martin Prestwitch geglaubt haben, daß er es ihm geben müsse.

So schlich sich nach längerem Hinundherreden und nach einem verzweifelten Versuch seinen Mammon zu vertheidigen, Martin Prestwitch in der Stille der Nacht wie ein Dieb die Treppe hinauf zu seinem Schatz, von dem er die Fünfpfund-Note nahm, die sein Peiniger von ihm verlangte.

Es war jetzt noch nicht ganz drei Uhr und die lange Winternacht also noch nicht einmal halb vorüber. Der Gedanke, zu Bett zu gehen, konnte dem armen Doctor unter den obwaltenden Umständen natürlich nicht in den Sinn kommen. So setzte er sich seinem Besucher gegenüber an den Kamin, um geduldig den Anbruch des Tages abzuwarten.

Gesättigt und gekleidet, war der Eindringling geneigt, gesprächig und zutraulich zu werden, indem er Dr. Prestwitch zahlreiche Einblicke in sein vergangenes Leben thun ließ, das ebenso abenteuerlich als ver-

brecherisch war. Das Gefühl von Recht und Unrecht schien diesem Menschen ganz zu fehlen. Sein wahrer Name war Jonathan Blinker, während er unter seinen Spießgesellen als Capitän Flashman bekannt war.

Endlich dämmerte der Tag, ein düsterer, grauer Wintermorgen. Als die kleine Schwarzwälder Uhr in der Küche Sieben schlug, schloß Martin Prestwitch die Thüre des Secirzimmers von Innen ab und beschwor Mr. Blinker, sich schweigend zu verhalten. Eine ganze Stunde lang saßen dann die beiden Männer, ohne ein Wort zu sprechen, beisammen; Mr. Blinker vor dem erlöschenden Feuer nickend und der Arzt den Bewegungen von Barbara Snaffles lauschend, welche ihre Morgenarbeiten verrichtete. Darauf ließen sich die kleinen schrillen Stimmen der Kinder und dann die sanften Laute seiner Frau vernehmen, welche an der Thüre des Secirzimmers nach ihm fragte.

„Ihr werdet Euch wahrscheinlich nichts daraus machen, für eine halbe Stunde hier eingeschlossen zu bleiben, während ich fortgehe und diese Schuhe und

Strümpfe kaufe?“ fragte Martin Prestwitch Mr. Blinker in flüsterndem Tone.

Der Falschmünzer sah ihn zweifelhaft an.

„Ihr wollt doch nicht fortgehen, um mich zu verkaufen?“ sagte er. „Ihr wollt doch einen armen Teufel, den Ihr wieder zum Leben gebracht, nicht verrathen? Ihr wollt mich doch nicht, um die ausgesetzte Belohnung zu erhalten, zum zweitenmal baumeln lassen?“

„Haltet Ihr mich für einen Schurken?“ fragte Martin entrüstet.

„Nein, keineswegs und ich will Euch vertrauen,“ erwiederte der Andere ohne Bedenken.

So entfernte sich Dr. Prestwitch und schloß die Thüre hinter sich, um sein Geheimniß vor den spähenden Augen von Barbara Snaffles sicher zu stellen.

Er hatte sich zuvörderst gegen die zärtlichen Vorwürfe seiner Frau zu verantworten. Wie könne er nur die ganze Nacht aufbleiben zur offenbaren Gefahr seiner kostbaren Gesundheit? Er sagte ihr, daß seine

Studien ganz besonders interessant gewesen und daß ihm die Nacht vergangen sei, ohne zu wissen wie.

„Was! sie sind Dir nicht lange vorgekommen, Martin,“ rief sie, „all die Stunden in dem düstern kalten Gemach?“

„Nein, wirklich nicht, meine Liebe. Ich habe mich niemals behaglicher befunden,“ antwortete der Doctor mit kecker Stimme.

„Jedenfalls haben Sie ein tüchtiges Abendessen zu sich genommen,“ sagte die familiäre Barbara. „Denken Sie nur, Madame, von dem vierpfündigen Laib ist keine Krumme mehr vorhanden und der holländische Käse ist ebenfalls ganz fort.“

Martin Prestwitch schlich sich fort, ohne eine Vertheidigung zu versuchen. Er murmelte etwas von einem Patienten in der nächsten Straße, setzte seinen Hut auf und entfernte sich.

Mit Mr. Blinker ließ sich nicht spaßen. Die Läden mußten jetzt offen sein und der Falschmünzer konnte das noch Fehlende erhalten und verabschiedet werden. Der Doctor erhandelte im Laden eines Schuhflickers ein Paar getragene Schuhe und kaufte

ein Paar wollene Strümpfe von der Größe, wie sie ihm nach seinem anatomischen Augenmaß für Mr. Blinker zu passen schienen. Die halbe Stunde war kaum verflossen, als er die Thüre des Secirzimmers wieder aufsperrte.

Die Schuhe und Strümpfe paßten vortrefflich und als Dr. Prestwitch auch noch einen alten Hut herbeigeschafft hatte, bot Mr. Blinker ein ziemlich respectables Aussehen dar. Es handelte sich jetzt nur noch darum, das Gesicht des Falschmünzers unkenntlich zu machen und dies wurde durch eine blaue Brille bewirkt, die der Doctor in seiner Officin hervorsuchte. Darauf sah sich Martin draußen um, ob das Feld rein sei, ob weder die neugierige Barbara, noch seine Frau irgendwo in einer Thüre lauschten und dann führte er Mr. Blinker in den Hof hinaus, über alle Maßen erfreut, seiner endlich los zu werden, selbst auf Kosten einer Fünfpfund-Note und des flaschengrünen Rocks.

Auf der Thürschwelle drehte sich Mr. Blinker um.

„Ich werde Euch bald wieder besuchen, Doctor," sagte er, „um Euch zu sagen, wie es mir geht."

„O thut es nicht,“ rief der Wundarzt in flehendem Tone. „Ihr dürft unter keiner Bedingung hierher kommen. Meine Familie blickt auf Euch im Lichte einer Leiche und ich kann nicht einsehen, wie ich ihr eine andere Ansicht beibringen soll.“

„Ich werde nicht hierher kommen, um Eure Familie zu besuchen,“ erwiederte Jonathan Blinker, sondern um mit Euch zu sprechen.“

Mit dieser ominösen Drohung entfernte er sich. Der Doctor schloß mit einem Seufzer die Thüre, und begab sich nach dem Wohnzimmer, wo sein mageres Frühstück aufgesetzt war und seine ängstliche Frau über sein verstörtes Aussehen in Unruhe gerieth.

Zum erstenmal, seit Dr. Prestwitch in Little Bellstreet wohnte, blieb er zu Weihnachten mit seinem Miethzins im Rückstand zur großen Bestürzung seiner Frau, die ihm so treulich zur Seite gestanden, um die sieben Pfund zur Bezahlung des Hauseigenthümers zusammenzusparen.

„Die Fünfpfund-Note ist fort, Mary,“ sagte der Doctor. „Ich war genöthigt, sie auszugeben.“

„Aber wofür, Martin? Wozu konntest Du fünf

Pfund nöthig haben — Du, der niemals Geld ausgibt?"

„Chirurgische Instrumente meine Liebe. Die erste Pflicht eines Mannes gilt seinem Beruf."

Und wieder verabscheute sich Martin Prestwitch, daß er das Weib seines Herzens anlügen mußte.

Der Hauseigenthümer war ungehalten, aber nicht unversöhnlich. Dr. Prestwitch war ein sorgsamer Miether und hatte sich stets als redlicher Mann gezeigt; so gab ihm der Hauseigenthümer, nachdem er ein wenig gemurrt hatte, eine Zahlungsfrist von einem Monat und entfernte sich.

Jonathan Blinker hielt sein Versprechen. In der Winterdämmerung konnte man öfters einen großen, vierschrötigen Mann in einem flaschengrünen Rock von dem engen Seitengang aus in die Officin des Arztes gehen sehen. Hier unterredete sich Dr. Prestwitch mit ihm und hielt stets eine kleine Summe Geld für sein Kommen in Bereitschaft. Mit der Zeit nahmen diese Schenkungen die Form einer wöchentlichen Zahlung an und Capitän Flashman wurde ein regelmäßiger Pensionär des Doctors. Er gebrauchte stets

dieselbe Beweisführung, wenn er seine Gabe verlangte. — Dr. Prestwitch habe ihn aus eigenem Willen ins Leben zurückgerufen und er sei deshalb verbunden, ihn zu unterhalten, für sein Fortkommen zu sorgen, wie sich der Capitän ausdrückte.

Dr. Prestwitch unterwarf sich dieser Auflage mit großer Erbitterung und manchen Seufzern, die er in der Einsamkeit seiner Officin ausstieß. Er war ein Mann von sanftem und einigermaßen schüchternem Charakter und unfähig, den Ansprüchen eines solchen Menschen Widerstand zu leisten. So zermarterte er Woche für Woche sein Gehirn, auf welche Weise er für Jonathan Blinker Vorsorge treffen sollte. Auch war es nicht blos Geld, das sein Quälgeist von ihm verlangte. Der Falschmünzer hatte immer Hunger und nahm es sehr übel auf, wenn bei seinen wöchentlichen Besuchen nichts Eßbares vorhanden war. Der Wundarzt sah sich deshalb genöthigt, zu verschiedenen kleinen Kunstgriffen seine Zuflucht zu nehmen, um Ueberreste von kaltem Fleisch und dergleichen für seinen Bedrücker heimlich bei Seite zu bringen. Die sorgsame Barbara verfehlte nicht, das Verschwinden

dieser Lebensmittel wahrzunehmen und über die Zunahme des Appetits ihres Gebieters ihre Bemerkungen zu machen.

Lange Zeit drückte diese geheime Last Martin Prestwitch darnieder. Das Leben war vorher schon ein harter Kampf gewesen, aber es wurde jetzt ungleich härter, wo die kleinen wöchentlichen Ersparungen von dem unersättiglichen Blinker verzehrt wurden.

Der Falschmünzer hatte dem Doctor den Glauben beizubringen gewußt, daß das, was derselbe gethan, gegen das Gesetz verstoße und daß seine Beihilfe zum Entkommen eines verurtheilten Verbrechers eine schwere Strafe nach sich ziehe. Da Martin Prestwitch eines Theils ein zu wohlwollender Mann war, um seinen Quälgeist zu verrathen und anderes Theils die Kraft nicht besaß, demselben entschieden entgegenzutreten, so unterwarf er sich seinen Erpressungen und empfing ihn mit derselben Nachsicht, als ob er ein Gläubiger mit rechtlichen Ansprüchen gewesen wäre.

In dieser traurigen Weise gingen die Dinge eine Zeit lang fort und dann trat allmählig eine Aenderung zum Bessern in den Umständen des Arztes ein.

Es kamen jetzt häufiger Patienten zu ihm, oder ließen ihn rufen als dies früher der Fall gewesen. Bald wurde er zur Geburt eines Weltbürgers in St. Giles, bald an das Krankenbett eines bejahrten Einwohners der Münze entboten; zuweilen wurde auch nach ihm geschickt, um die Wunden zu heilen, die bei einer Schlägerei in Field Lane vorgekommen waren. Bei allen diesen Gelegenheiten erfuhr er, daß er von Jonathan Blinker, der ihn als einen ausgezeichneten Arzt und Chirurgen gepriesen hatte, empfohlen worden war und bei allen diesen Anläßen hatte Dr. Prestwitch Ursache zur Vermuthung, daß seine neuen Clienten der verbrecherischen Klasse angehörten. Aber Patienten sind Patienten und diese Leute bezahlten den Doctor gut und prompt, wenn Geld vorhanden war und zeigten sich ehrlich, wenn er ihnen Credit gab. Die jugendliche Bevölkerung in diesen Quartieren war beständig im Wachsen begriffen und da die Frauen allgemein für den freundlichen Martin Prestwitch eingenommen waren, so empfahl ihn eine der andern, bis dieser Gentleman, der unter ihnen gewöhnlich „Blinkers Doctor" genannt wurde, fand, daß seine

Praxis wirklich einträglich und seine financielle Lage besser wurde.

Indeß dauerten diese gefürchteten Besuche von Jonathan Blinker fort und es kam dem Dr. Prestwitch vor, als ob sein ganzes Leben von jener martialischen Gestalt in dem flaschengrünen Rock, der jetzt sehr glänzend an den Aufschlägen und Aermeln war, beherrscht würde. Und doch fühlte er, daß er im Ganzen Ursache habe, seinem Peiniger dankbar zu sein, denn die Geschichte hatte sich zuletzt günstig für ihn gestaltet. Er suchte auch wirklich bei mehreren Gelegenheiten seine Dankbarkeit an den Tag zu legen, während Jonathan selbst thatsächlich eine große Anhänglichkeit für seinen Wohlthäter hegte und erklärte ihm in irgend einer Weise dienen zu wollen, selbst auf die Gefahr hin, noch einmal mit dem Strick Bekanntschaft zu machen.

„Es gibt nichts, was ich nicht für Euch thun würde, Doctor," sagte er. „Ich würde gern für Euch münzen, wenn ich nur die Werkzeuge dazu, oder das Geld hätte, sie anzuschaffen; aber da liegt es."

Der Arzt bat ihn natürlich, alle Gedanken von

Falschmünzen aus seinem Gehirn zu verbannen und sich zu bemühen, auf redliche Weise seinen Lebensunterhalt zu gewinnen; aber darüber schüttelte Mr. Blinker nur zweifelhaft den Kopf, als ob ihm die Richtigkeit des Vorschlags nicht recht einleuchtete.

So gingen die Dinge fast drei Jahre lang fort. Die drei kleinen Mädchen des Arztes hatten einen kleinen Bruder erhalten und es war Hoffnung zu einer weitern Vermehrung seiner Familie vorhanden. Seine Praxis war besser, aber keine vorzügliche und konnte keineswegs eine aristokratische oder selbst eine bürgerliche genannt werden. Auch hatte er keine Aussicht, nach einem fashionableren Stadtviertel zu ziehen als Little Bellstreet war. Er konnte indeß seinen Fleischer und Bäcker bezahlen und brauchte sich keine Sorgen wegen seines Miethzinses zu machen und dies war für einen Mann von so bescheidenen Wünschen zu seiner Zufriedenheit hinreichend.

Mr. Blinker war während dieser ganzen Zeit sein Pensionär gewesen und Barbara Snaffles war an die wöchentlichen Besuche des Mannes im flaschengrünen Rock, des Mannes, der immer nur zwischen Licht und

Dunkel kam, bereits vollkommen gewöhnt. Sie hielt ihn für einen Kornhändler -- für einen solchen hatte ihn Dr. Prestwitch ausgegeben — der an einem chronischen Uebel leide und für einen der besten Kunden ihres Gebieters.

Das dritte Jahr näherte sich seinem Ende, als der Abend und die Stunde von Mr. Blinkers gewohntem Besuch verflossen, ohne diesen Gentleman nach Little Bellstreet zu bringen. Es war seit drei Jahren der erste Dienstagabend, an welchem er nicht erschien und Dr. Pristwitch brachte den übrigen Theil dieses Tages in einem Zustande fieberhafter Unruhe zu. Konnte Jonathan Blinker etwas zugestoßen sein? War es möglich, daß diese Heimsuchung ein plötzliches Ende nahm?

Ein zweiter Dienstag erschien und wieder fehlte Mr. Blinker, dann ein dritter und ein vierter mit demselben Resultat. Dr. Prestwitch fühlte eine wilde, halb reuevolle Hoffnung, daß er Jonathan Blinker nicht mehr sehen werde. Indeß machte ihm doch der Gedanke, daß dem Vermißten irgend ein Unglück zugestoßen sei, vielfache Sorgen, denn der Wundarzt

war wohlwollend und mitleidsvoll und der Falschmünzer hatte ihn geliebt.

Sechs Wochen vergingen und der Doctor hatte noch immer keine Nachricht von Mr. Blinker. Zu Ende dieser Zeit, als die Verwunderung des Arztes auf ihrem Höhepunkt stand, kam ein geheimnißvolles Packet in braunem Papier, das in einer seltsamen verzogenen Handschrift, die er noch nie gesehen, an den Doctor adressirt war. Es traf am Weihnachtsabend ein, während Martin Prestwitch im Schooße seiner Familie von den Mühen des Tages ausruhte.

Die Ankunft eines Packets und besonders an einem solchen Tage war in dem kleinen Kreise an sich schon ein Grund zur Aufregung. Die Augen der liebenden kleinen Frau strahlten vor Vergnügen, die zwei größeren Kinder drängten sich an die Kniee ihres Vaters, um das Packet öffnen zu sehen und Barbara Snaffles stand mit offenem Munde und weit geöffneten Augen hinter dem Stuhle ihres Gebieters.

Das Packet war sehr schwer — fast so, als ob Silberzeug darin wäre, dachte der Doctor — und,

o, welches angenehme Geschenk würde ein Dutzend silberne Löffeln und Gabeln für den ärmlichen Haushalt gewesen sein! Mit vor Aufregung zitternden Händen erbrach er die Siegel und löste die Schnüre. In der braunen Papierumhüllung befand sich ein Kistchen von weichem Holze mit aufgenageltem Deckel. Es kostete einige Mühe, diesen loszumachen; als er aber entfernt war, dachte Mary Prestwitch, daß der Anblick, der sich ihr darbot, eine hinlängliche Belohnung für eine hundertfältige Mühe gewesen wäre.

Schön geordnet zwischen zwei Lagen von Baumwolle lag eine Quantität goldener Guineen und ihr gelber Glanz wurde durch einen Hintergrund von Silberkronen, frisch aus der Münze, auf angenehme Weise gemildert.

„O Martin," rief die kleine Frau mit gefalteten Händen, „wer kann uns so viel Geld gesendet haben? Gott sei es gedankt, wer es auch sein mag."

Einige Augenblicke dachte Dr. Prestwitch wirklich, daß irgend ein unbekannter Wohlthäter sich seiner Armuth erbarmt habe und daß die glänzenden Geldstücke vor ihm wirkliche Münzen des Königreichs

seien. Nur einige Augenblicke und dann trat ihm das Bild von Jonathan Blinker vor Augen und er war überzeugt, daß diese glänzende Nachbildungen des Bildnisses von König George das Werk des Falschmünzers seien.

Er stieß die Hand seiner Frau weg, als sie eine der Guineen nehmen wollte.

„Rege Dich nicht auf, Molly," sagte er sanft. „Es ist kein wirkliches Geld. Es hat sich Jemand nur einen Scherz mit mir gemacht."

„Kein wirkliches Geld? O Martin!" rief die Frau erschrocken.

„Nein, es sieht zwar sehr gut aus; aber es befindet sich nicht eine echte Guine darunter und wenn Du oder ich versuchen wollten, eine auszugeben, so würden wir es auf Gefahr unseres Halses thun."

„Ich würde es auf dem Bartholomäus-Jahrmarkt doch versuchen," sagte Barbara Snaffles.

„Bab, Du solltest Dich schämen," rief der Doctor.

Er nahm eine der falschen Münzen zwischen Daumen und Zeigefinger und befühlte den Rand der-

selben mit der Miene eines Mannes, der in der Metallkunde erfahren ist.

„Betrachte das Gepräge genau, meine Liebe,“ sagte er, seiner Frau das Geldstück überreichend, „das ist die Probe.“

Mary Prestwitch brach in Thränen aus, als sie auf das glänzende Bildniß blickte. Es war eine bittere Enttäuschung. Fünf Minuten zuvor hatte sie geglaubt, daß ein Regen von Reichthümern auf sie niedergefallen sei und jetzt kam ihr der Gedanke an ihre Armuth weit schmerzhafter vor, als jemals vorher.

„Sind sie wirklich falsch, Martin?“ fragte sie traurig.

„So falsch als alle Diejenigen, deren Anfertigung einen Mann jemals an den Galgen gebracht hat.“

Er hatte soeben ein Blättchen Papier wahrgenommen, das in einer Ecke des Kästchens hervorsah und ein kurzes Gekritzel von Jonathan Blinker enthielt.

„Geehrter Herr!“ schrieb der Fälscher in seiner eigenthümlichen Sprachweise. „Ich habe einige Werk=

zeuge erhalten und die Arbeit wieder begonnen. Ich sende Euch eine Probe, welche von Nutzen sein dürfte. In Eurer Nachbarschaft werden sie sich leicht ausgeben lassen. J. B."

Martin Prestwitch warf das Blatt ins Feuer.

„O Martin, wer ist es, der uns diesen grausamen Streich gespielt hat?" fragte seine Frau, „und was steht in diesem Schreiben?"

„Ich kann nichts daraus abnehmen, Molly. Aergere Dich nicht, meine Liebe. Ich glaube nicht, daß es die Person böse gemeint hat."

„Nicht böse gemeint hat! Und uns so zu täuschen! O Martin!"

* * *

Der Weihnachtsschnee lag wieder in den abgelegenen Winkeln und Gassen der großen Stadt. Der Doctor war vierzehn Jahre älter als bei Beginn dieser Erzählung; aber er wohnte noch immer in Little Bellstreet und arbeitete noch immer sehr hart, um Frau und Kinder zu unterhalten. Er besaß von den letzteren so viele, daß sich die Ausgaben seines Haushalts fortwährend vermehrt hatten. Er beklagte

sich indeß nicht darüber. Er hätte keines von dieser fröhlichen Bande missen mögen.

Seine Umstände hatten sich zwar von Jahr zu Jahr gebessert, aber niemals so viel, daß er in eine fashionablere Nachbarschaft hätte übersiedeln können. Seine Patienten gehörten den untern Klassen an und wenn er Little Bellstreet verlassen hätte, so hätte er auch seine Patienten aufgeben müssen. So war der ganze Strauß der heranblühenden Jugend in dem düstern alten Hause aufgewachsen, mehr oder weniger unter der Herrschaft von Barbara Snaffles. „Alte Diener sind so harte Gebieter," sagte Charles Reade und jedenfalls regierte Barbara den Haushalt des Doctors mit eiserner Ruthe.

Große Geschäftigkeit herrschte während dieser Weihnachtszeit in der Familie. Das älteste Mädchen, Molly, war im Begriff, sich zu verheirathen, im Begriff, in eine weit höhere Lebenssphäre verpflanzt zu werden, als diejenige, in der ihr Vater und ihre Mutter lebten, denn sie war so glücklich gewesen, die Liebe eines fashionabeln jungen Doctors zu gewinnen, dessen Vater ein Arzt mit einer großen Westend-

Praxis war, ein sehr pompöser und stolzer Mann, der ganz geneigt war zu glauben, daß sich sein einziger Sohn an die hübsche Molly Prestwitch weggeworfen habe.

Ihre Vermählung sollte am letzten Tage des alten Jahres stattfinden und die arme Molly hatte schwere Arbeit, ihre einfache Ausstattung mit dem Rath und der Hilfe von Barbara Snaffles in den Stand zu setzen. Die sanfte kleine Mrs. Prestwitch war, wie die meisten Frauen, von mildem Charakter, deren Leben in der Erziehung von Kindern hingebracht wird, wenig mehr als eine Null im Haushalte. Sie war zufrieden, zuzusehen, wie die unermüdliche Barbara Alles leitete und ordnete und es schien ihr, als ob Alles, was Mistreß Snaffles that, klug gethan sei.

Am Weihnachtstage sollte ein großes Fest in Little Bellstreet stattfinden. Der junge Mr. Clemmory, Mollys Bräutigam, sollte bei seinem künftigen Schwiegervater speisen und der große Dr. Clemmory selbst hatte sich herabgelassen, an dem einfachen Weihnachtsmahle von Martin Prestwitch Theil zu nehmen. Der Küchenzettel war des ausgezeichneten Gastes indeß

nicht ganz unwürdig, denn Barbara hatte schon seit einer Woche ihre Vorbereitungen dafür getroffen und der Arzt und seine Frau stimmten darin überein, daß die beabsichtigten Gerichte ein sehr hübsches kleines Diner abgeben würden. Sie sollten um drei Uhr Nachmittags speisen — eine vornehme Essensstunde, aber der junge Clemmory hatte ihnen gesagt, daß sein Vater niemals früher sein Diner einnehme.

Ein wenig vor drei Uhr trafen Dr. Clemmory und sein Sohn ein. Der Westend-Arzt war ein großer stattlicher Mann mit einer kräftigen Stimme, einer gepuderten Perrücke, einem Paar hübschen Beinen in schwarzseidenen Strümpfen und einem Rohr mit goldenem Knopf. Das kleine getäfelte Zimmer schien kaum groß genug für solche vornehme Gesellschaft und Mrs. Prestwitch war ganz stolz auf ihre Gäste.

Es fehlten nur noch wenige Minuten auf drei Uhr und die ganze Gesellschaft war in dem Besuchszimmer versammelt, als ein lauter doppelter Schlag an Dr. Prestwitch's Hausthüre ertönte. Der Wundarzt und seine Frau erschraken und sahen einander verwirrt an. Sie hatten Niemand sonst eingeladen

und die Ankunft eines uneingeladenen Gastes würde die ärgste Verlegenheit sein. Jeder Löffel und jede Gabel waren in Anspruch genommen und sämmtliche Plätze am Tische besetzt.

Der Westend-Arzt sprach mit seiner pompösen Stimme vom König, von Lord North und vom amerikanischen Kriege; alle andern Anwesenden waren dagegen stille und Dr. und Mrs. Prestwitch strengten ihre Ohren aufs Aeußerste an, um die Hausthüre öffnen und Barbara mit dem unerwarteten Besucher sprechen zu hören. Es trat eine lange Pause ein, denn es war keine leichte Sache für Bab, ihre Küche unmittelbar vor dem Anrichten zu verlassen und es würde eine Unhöflichkeit gewesen sein, wenn ein Mitglied der Familie sich entfernt hätte, um die Hausthüre zu öffnen.

Endlich wurde dieselbe aufgethan und eine Stimme, die das Blut des Wundarztes in Eis verwandelte, ließ sich vernehmen, nach Dr. Prestwitch fragend. Dann ertönten draußen auf dem Gange Tritte von knarrenden Schuhen und im nächsten Augenblicke wurde

die Thüre des Besuchszimmers geöffnet und hereintrat Mr. Jonathan Blinker!

Der Falschmünzer trug einen ganz neuen flaschengrünen Rock, eben solche Beinkleider und eine scharlachrothe, mit Gold gestickte Weste, ein schneeweißes gekräuseltes Hemd und einen neuen Hut unter dem Arm. Er hatte an Körperfülle zugenommen und sein Aeußeres deutete darauf hin, daß er sich in günstigen Umständen befand.

Es herrschte tiefe Stille. Martin Prestwitchs Gesicht nahm eine aschgraue Farbe an, der Westend-Arzt hielt mitten in seinem Vortrag inne und starrte den neuen Ankömmling an, darauf wartend, daß ihm derselbe vorgestellt würde. Mrs. Prestwitch und die Kinder starrten den Fremden ebenfalls an, waren aber geneigt, Mr. Blinkers joviales rothes Gesicht in günstigem Lichte zu betrachten. Derselbe hatte ganz das Aussehen eines ehrenwerthen Gentlemans aus der landwirthschaftlichen Klasse.

„Wie befinden Sie sich, Doctor?“ sagte er, nicht im Geringsten durch die Gesellschaft, in der er sich befand, befangen. „Ich komme gerade von Amerika

und ich dachte, ich wollte Sie besuchen, ehe ich anderwärts hingehe, obgleich es Weihnachten ist und ich habe nichts dagegen, meinen Weihnachtsbraten mit Ihnen zu verzehren, wenn es Ihnen recht ist."

Was konnte Martin Prestwitch thun, eine schwache Seele und ganz besonders schwach, wo Jonathan Blinker im Spiele war? Er stotterte eine halbhörbare Vorstellung: „Doctor Clemmory, Mr. Blinker; Mr. Clemmory, Mr. Blinker." Der Arzt verbeugte sich mit höflicher Würde und der gutmüthige George Clemmory schüttelte dem Fremden die Hand.

„Ihre Ankunft trifft sich gut," sagte Dr. Clemmory, „wir haben gerade die amerikanischen Angelegenheiten besprochen, als Sie klopften."

Barbara meldete das Essen an, ehe Mr. Blinker antworten konnte. Durch eine rasche und geschickte Anordung war es ihr gelungen, ein Couvert für den uneingeladenen Gast herzurichten und der Falschmünzer nahm seinen Platz unter der übrigen Gesellschaft ein, zum Entsetzen von Martin Prestwitch, der nicht wußte, welche Enthüllungen zum Vorschein kommen würden, ehe das Diner zu Ende wäre.

Das Mahl war ein entschiedener Erfolg. Dr. Clemmory aß wie ein Prälat und lobte die Gans und den Lendenbraten, bis Barbaras Gesicht vor Stolz glühte. Mr. Blinker machte sich äußerst angenehm, indem er mit dem jungen Volke am untern Ende der Tafel fröhlich plauderte und mit seiner Stentorstimme das Zeichen zum Lachen über die Späße des Dr. Clemmory gab. Es ist wahr, daß er beim Essen besonders in der Handhabung des Messers und der Gabel manchen Verstoß gegen die gute Lebensart machte; aber die Leute waren damals noch nicht so verfeinert als jetzt und ein Landwirth konnte Manches thun, ohne daß es ihm übel genommen wurde. Im Ganzen gingen die Dinge besser, als Martin Prestwitch erwartet hatte und als der Nachmittag vorrückte, begann er freier zu athmen.

Nach dem Essen gab es ein Dessert von Nüssen und Orangen und später eine Bowle Punsch, unter dessen Einfluß der Westend-Arzt gegen Jonathan Blinker in der liebenswürdigsten Weise den Gönner spielte.

„Ich liebe einen Mann von diesem Schlage,“

sagte er später im Vertrauen zu Martin Prestwitch, „ein ehrlicher jovialer Mensch, in eine gute Form gegossen, Sir, in eine gute Form. Es ist echtes Metall in ihm, man kann es am Klang hören. Der Mann ist echte, englische Münze, Sir."

Martin Prestwitch schauderte und vermochte blos mit einem erzwungenen Lächeln zu antworten.

Im weiteren Verlaufe des Abends wurde Dr. Clemmory vollständig benebelt und seine Ausdrücke der Achtung gegen den früheren Falschmünzer gingen fast in Uebertreibung über. Als der Wagen des Arztes kam, um ihn von Little Bellstreet abzuholen, erbot sich Dr. Clemmory Mr. Blinker mitzunehmen und an seinem Gasthofe abzusetzen, ehe er nach Hause fahre, ein Anerbieten, das zum Schrecken von Martin Prestwitch auch angenommen wurde.

Wenn Dr. Clemmory eine Vorliebe für Mr. Blinker gefaßt hatte, so hatte dieser würdige Mann seiner Seits eine Vorliebe für die jüngeren Mitglieder der Prestwitch Familie gefaßt. Er bestand darauf, die drei Mädchen zu küssen als er Abschied nahm und küßte zuletzt Barbara Snaffles im Gange draußen.

Er drückte Martin Prestwitch unter der Hausthüre die Hand und sagte in vertraulichem Tone:

„Ich glaube, Sie waren erfreut mich zu sehen, Doctor und das ist mir lieb. Ich habe die früheren Wohlthaten nicht vergessen. Ich habe drüben in Amerika in der Schifffahrtsbranche ein Bischen Geld verdient und Ihnen jeden Pfennig davon vermacht.

Es war wahr und das Bischen Geld wies sich als ein großes Vermögen aus, das Dr. Prestwitch drei Jahre nachher von dem dankbaren Blinker erbte, der im Geruche der Heiligkeit in seinem eigenen Hause zu Clapton starb, aufrichtig betrauert von den jüngeren Mitgliedern der Familie Prestwitch, die er in den letzten Jahren seines Lebens mit Wohlthaten und Geschenken überhäuft hatte.

(Schluß des zweiten Bandes.)